

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 29

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Heinrich Jung-Stilling Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Thomas Weitin



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 29

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden

Band 29

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne
vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2011 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-845-6
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

1. Herkunft	7
<i>Henrich Stillings Jugend</i>	
2. Schulversuche	27
<i>Henrich Stillings Jünglings-Jahre</i>	
3. Als Arzt in Elberfeld	42
<i>Henrich Stillings häusliches Leben</i>	
4. Staats- und Finanzwissenschaft	66
<i>Jubelrede über den Geist der Staatswirthschaft</i>	
5. Religion und Beratung	88
<i>Henrich Stillings Lehr-Jahre</i>	
Briefwechsel mit Immanuel Kant	109
<i>Scenen aus dem Geisterreiche</i>	115
<i>Theorie der Geisterkunde</i>	133
Nachwort	146
Weiterführende Literatur	169
Textnachweise	172



„du Saamkorn am Tage der Wiederbringung!“

Profilumriss Jung-Stillings. Kupferstich von Georg Friedrich Schmoll aus Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“. Die Zeichnung dafür fertigte Lavater bei einem gemeinsam mit Goethe unternommenen Besuch bei Jung-Stilling in Elberfeld im Juli 1774 an.

1. Herkunft

Henrich Stillings Jugend

[...]

Wilhelm Stilling hatte mit seinem Dortchen in der stark bevölkerten Landschaft allein gelebt; nun war sie todt und begraben, und er fand daher, daß er jetzt ganz allein in der Welt lebte. Seine Eltern und Geschwister waren um ihn, ohne daß er sie bemerkte. In dem Gesichte seines verwaisten Kindes, sahe er nur Dortchens Lineamente; und wenn er des Abends schlafen ging, so fand er sein Zimmer still und öde. Oft glaubte er den rauschenden Fuß Dortchens zu hören, wie sie ins Bette stieg. Er fuhr dann in einander, Dortchen zu sehen, und sah sie nicht. Er durchdachte alle Tage die sie mit einander gelebet hatten, fand in jedem ein Paradies, und wunderte sich, daß er nicht damalen vor lauter Wonne gejauchzt hatte. Dann nahm er seinen Henrichen in die Arme, weinte ihn naß, drückte ihn an seine Brust, und schlief mit ihm. Dann träumte er oft, wie er mit Dortchen im Geisenberger Wald spaziere, wie er so froh sey, daß er sie wieder habe. Im Traum fürchtete er wacher zu werden, und dennoch erwachte er: seine Thränen wurden dann neu und sein Zustand war trostlos. Vater Stilling sah das alles, und doch tröstete er seinen Wilhelmen niemals. Margarethe und die Mädchen versuchten es oft, aber sie machten nur übel ärger; denn, alles beleidigte Wilhelmen, was nur dahin zielte ihn aus seiner Trauer zu ziehen. Sie konnten aber gar nicht begreifen wie es doch möglich seyn könnte, daß ihr Vater gar keine Mühe angewendete Wilhelmen aufzumuntern. Sie vereinigten sich daher ihren Vater dazu zu ermahnen, so bald Wilhelm einmal im Geisenberger Wald herumirren, und seines Dortchens Gänge und Fußtritte aufsuchen und beweinen würde. Das that er oft, und daher währete es nicht lange, bis sie Gelegenheit fanden ihr Vorhaben

auszuführen. Margarethe nahm es auf sich, so bald der Tisch abgetragen und Wilhelm fort war, Vater Stilling aber an seinen Zähnen stocherte, und grade vor sich hin auf einen Fleck sah. Ebert, sagte sie, warum lässest du den Jungen so herum gehen? du nimmst dich seiner gar nicht an, redest ihm nicht ein wenig zu, sondern thust als wenn er dich gar nichts angienge. Der arme Mensch sollte vor lauter Traurigkeit die Auszehrung bekommen. Margret, antwortete der Alte lächelnd, was meinst du wohl, daß ich ihm sagen könnte, ihn zu trösten? Sag ich ihm, er sollte sich zufrieden geben, sein Dortchen sey im Himmel, sie sey selig: so kommt das eben heraus, als wenn dir jemand alles, was du auf der Welt am liebsten hast, abnähme, und ich käme dann her und sagte: Gieb dich zufrieden! deine Sachen sind ja wohl verwahrt, über sechzig Jahr bekommst du sie ja wieder, es ist ein braver Mann der sie hat u. s. w. Würdest du nicht recht böß auf mich werden und sagen: Wo leb ich aber die sechzig Jahr von? Soll ich Dortchens Fehler all aufzählen, und suchen, ihn zu überreden, er habe nichts so gar kostbares verlohren: so würde ich ihre Seele beleidigen, ein Lügner oder Lästerer seyn, weiter aber nichts ausrichten, als Wilhelmen mir auf immer zum Feinde machen; Er würde alle ihre Tugenden dagegen aufzählen, und ich würde in der Rechnung zu kurz kommen. Soll ich ihm ein anderes Dortchen aufsuchen? Das müste just ein Dortchen seyn, und doch würd es ihm vor ihr eckeln. Ach! es giebt kein Dortchen mehr! – Ihm zitterten die Lippen und seine Augen waren naß. Nun weinten sie wieder alle, vornehmlich darum, weil ihr Vater weinte.

Bei diesen Umständen war Wilhelm nicht im Stande sein Kind zu versorgen, oder sonst etwas nützlich zu verrichten. Margarethe nahm also ihren Enkel in völlige Verpflegung, fütterte und kleidete ihn auf ihre altfränkische Manier aufs reinlichste. Die Mädchen gängelten ihn, lehrten ihn beten und andächtige Reimchen hersagen, und wenn Vater Stilling Samstags Abends aus dem Walde kam

und sich bei den Ofen gesetzt hatte, so kam der Kleine gestolpert, suchte auf seine Knien zu klettern, und nahm jauchzend das auf ihn gesparte Butterbrod; mauste auch wohl selbst im Quersack um es zu finden; es schmeckte ihm besser als sonst der allerbeste Reisbrei Kindern zu thun pflöget, wie wohl es allezeit von der Luft hart und vertrocknet war. Dieses vertrocknete Butterbrod verzehrte Henrich auf seines Großvaters Schos, wobei ihm derselbe entweder das Lied: Gerberli hieß mein Hüneli; oder auch: Reuter zu Pferd, da kommen wir her, vorsang, wobei er immer die Bewegung eines trabenden Pferds mit dem Knie machte. Mit einem Wort! Vater Stilling hatte den Kunstgrif in seiner Kindererziehung, er wuste alle Augenblick eine neue Belustigung für Henrichen, die immer so beschaffen waren, daß sie seinem Alter angemessen, das ist, ihm begreiflich waren; doch so, daß immer dasjenige, was den Menschen ehrwürdig seyn muß, nicht allein nicht verkleinert, sondern gleichsam im Vorbeigang groß und schön vorgestellt wurde. Dadurch gewann der Knabe eine Liebe zu seinem Grosvater die über alles gieng; und daher hatten denn die Begriffe, die er ihm beibringen wollte, Eingang bei ihm. Was ihm sein Grosvater sagte, das glaubte er ohne weiteres Nachdenken.

Die stille Wehmuth Wilhelms verwandelte sich nun vor und nach in eine gesprächige und vertrauliche Traurigkeit. Nun sprach er wieder mit seinen Leuten; ganze Tage redeten sie von Dortchen, sangen ihre Lieder, besahen ihre Kleider, und dergleichen Dinge mehr. Willhelm fing an ein Wonnegefühl in ihrem Andenken zu empfinden, und einen Frieden zu schmecken der über alles gieng, wenn er sich vorstellte, daß über kurze Jahre auch ihn der Tod würde abfordern, wo er denn, ohne einiges Ende zu befürchten, ewig in Gesellschaft seines Dortchens die höchste Glückseligkeit, deren der Mensch nur fähig ist, würde zu genießen haben. Dieser große Gedanke zog eine ganze Lebensänderung nach sich, wozu folgender Vorfall noch ein

großes mit beitrug. Etliche Stunden von Tiefenbach ab, war ein großes adeliches Haus, welches durch eine Erbschaft an einen gewissen Grafen gefallen war. Auf diesem Schloß hatte sich eine Gesellschaft frommer Leute eingepachtet. Sie hatten eine Fabrike von halbseidenen Stoffen unter sich angelegt, wovon sie sich nähreten. Was nun kluge Köpfe waren, die die Moden und den Wohlstand in der Welt kannten, oder mit einem Wort, wohllebende Leute, die hatten gar keinen Geschmack an dieser Einrichtung. Sie wusten, wie schimpflich es in der großen Welt wäre, sich öffentlich zu Jesu Christo zu bekennen, oder Unterredungen zu halten, worinnen man sich ermahnte dessen Lehre und Leben nachzufolgen. Daher waren denn auch diese Leute in der Welt verachtet, und hatten keinen Werth; sogar fanden sich Menschen, die wollten gesehen haben, daß sie auf ihrem Schlosse allerhand Greuel verübten, wodurch dann die Verachtung noch größer wurde. Mehr konnte man sich aber nicht ärgern, als wenn man hörte: daß diese Leute über solche Schmach noch froh waren, und sagten, daß es ihrem Meister eben so ergangen. Unter dieser Gesellschaft war einer Namens Niclas, ein Mensch von ungemeinem Genie und Naturgaben. Er hatte Theologie studiert, dabei aber die Mängel aller Systeme entdeckt, auch öffentlich dagegen geredet und geschrieben; weswegen er ins Gefängniß gelegt, hernach aber daraus wieder befreiet worden, und mit einem gewissen Herrn lange auf Reisen gewesen war. Er hatte sich, um ruhig und frei zu leben, unter diese Leute begeben, und da er von ihrem Handwerck nichts verstund, so trug er ihre verfertigte Zeuge weit umher feil, oder, wie man zu sagen pflegt, er ging damit hausieren. Dieser Niclas war oft in Stillings Hause gewesen; weil er aber wuste, wie feste man daselbst an den Grundsätzen der reformirten Religion und Kirche hinge, so hatte er sich nie herausgelassen; zu dieser Zeit aber, da Wilhelm Stilling anfang aus dem schwärzesten Kummer sich loszuwinden, fand er Gelegenheit mit ihm zu

reden. Dieses Gespräch ist wichtig; darum will ich es hier beifügen, so wie mirs Niclas selbst erzählt hat.

Nachdem sich Niclas gesetzt, fing er an: Wie gehts euch nun Meister Stilling, könnt ihr euch auch in das Sterben eurer Frau schicken?

„Nicht zu wohl! das Herz ist noch so wund daß es blutet; doch fange ich an mehrern Trost zu finden.“

So gehts, Meister Stilling, wenn man mit seinen Begierden sich zu sehr an etwas Vergängliches anfesselt. Und wir sind gewiß glücklicher wenn wir Weiber haben, als hätten wir keine. Wir können sie von Herzen lieben; allein wie nützlich ist es doch auch, wenn man sich übet, auch diesem Vergnügen abzusterben, und es zu verläugnen; gewiß wird uns denn der Verlust nicht so schwer fallen.

„Das läßt sich recht gut predigen, aber thun, thun, leisten, halten, das ist eine andere Sache.“

Niclas lächelte und sagte: Freilich ist es schwer, besonders wenn man ein solches Dortchen gehabt hat; doch aber wens nur jemand ein Ernst ist, ja wenn nur jemand glaubt, daß die Lehre Jesu Christi zur höchsten Glückseligkeit führet, so wirts einem Ernst. Alsdenn ist es wirklich so schwer nicht, als man sichs vorstellt. Laßt mich euch die ganze Sache kürzlich erklären. Jesus Christus hat uns eine Lehre hinterlassen, die der Natur der menschlichen Seele so angemessen ist, daß sie, wann sie nur befolgt wird, nothwendig vollkommen glücklich machen muß. Wenn wir alle Lehren aller Weltweisen durchgehen, so finden wir eine Menge Regeln, die so zusammenhangen, wie sie sich ihr Lehrgebäude geformt hatten. Bald hinken sie, bald laufen sie, und dann stehen sie still; nur die Lehre Christi, aus den tiefsten Geheimnissen der menschlichen Natur herausgezogen, fehlet nie, und beweiset, dem der es recht einsieht, vollkommen, daß ihr Verfasser den Menschen selber müsse gemacht haben, indem er ihn bis auf den ersten Grundtrieb kannte. Der Mensch hat einen unendlichen Hunger nach Vergnügen, nach Vergnügen, die im Stande sind ihn zu

sättigen, die immer was neues ausliefern, die eine unaufhörliche Quelle neuer Vergnügen sind. In der ganzen Schöpfung finden wir keine von solcher Art. Sobald wir ihrer durch den Wechsel der Dinge verlustig werden, so lassen sie eine Quaal zurück, wie ihr zum Exempel bei eurem Dortchen gewahr worden. Dieser göttliche Gesetzgeber wuste, daß der Grund aller menschlichen Handlungen die wahre Selbstliebe sey. Weit davon entfernt, diesen Trieb, der viel Böses anrichten kann, zu verdrängen, so giebt er lauter Mittel an die Hand, denselben zu veredeln und zu verfeinern. Er befiehlt, wir sollen andern das beweisen, was wir wünschen, daß sie uns beweisen sollen; thun wir nun das, so sind wir ihrer Liebe gewiß, sie werden uns wohl thun und viel Vergnügen machen, wenn sie anders keine böse Menschen sind. Er befiehlt, wir sollen die Feinde lieben; so bald wir nun einem Feinde Liebes und Gutes erzeigen, so wird er gewiß auf das äusserste gefoltert, bis er sich mit uns ausgesöhnt hat; wir selbst aber geniessen bei der Ausübung dieser Pflichten, die uns nur im Anfang ein wenig Mühe kosten, einen innern Frieden, der alle sinnliche Vergnügen weit übertrifft. Ueberdas ist der Stolz eigentlich die Quelle aller unserer gesellschaftlicher Laster, alles Unfriedes, Hasses und Störens der Ruhe. Wider diese Wurzel alles Uebels nun ist kein besser Mittel, als obige Gesetze Jesu Christi. Ich mag mich für jetzo nicht weiter darüber erklären; ich wollte euch nur so viel sagen: daß es wohl der Mühe werth sey, Ernst anzuwenden, der Lehre Christi zu folgen, weil sie uns dauerhafte und wesentliche Vergnügen verschaffet, die uns im Verlust anderer die Wage halten können.

„Sagt mir doch dieses alles vor, Freund Niclas! ich muß es aufschreiben, ich glaube daß es wahr ist, was ihr sagt.“ Niclas wiederholte es von Herzen, und immer mit einem bißgen mehr oder weniger, und Wilhelm schrieb es auf, so wie ers ihm vorsagte.

„Aber, fuhr er fort, wenn wir durch die Nachfolge der Lehre Christi selig werden, wofür ist dann sein Leiden und Sterben? Die Prediger sagen ja, wir könnten die Gebote nicht halten, sondern wir würden nur durch den Glauben an Christum und durch sein Verdienst gerecht und selig.“

Niclas lächelte und sagte: Davon läßt sich all einmal weiter reden. Nehmts nur eine Weile so, daß wie er uns durch sein heiliges reines Leben, da er in der Gnade vor Gott und den Menschen hinwandelte, eine freye Aussicht über unser Leben, über die verworrne Erdhändel verschafft hat, daß wir durch einen Blick auf ihn muthig werden, und offen der Gnade die über uns waltet, zur größern Einfalt des Herzens, mit der man überall durchkommt, so hat er auch, sag ich, sein Kreuz hin in die Nacht des Todes gepflanzt, wo die Sonne untergeht und der Mond sein Licht verliert, daß wir da hinauf blicken, und ein »Gedenke mein!« in demüthiger Hoffnung rufen. So werden wir durch sein Verdienst selig, wenn ihr wollt; denn er hat sich die Freiheit der Seinen vom ewigen Tod scharf und sauer genug verdient, und so werden wir durch den Glauben selig, denn der Glaube ist Seligkeit. Laßt euch indessen das all nicht anfechten, und seyd im Kleinen treu, sonst werdet ihr im Großen nichts ausrichten. Ich will euch ein Paar Blätter hier lassen, die aus dem französischen des Erzbischofs Fenelon übersetzt sind; sie handeln von der Treue in kleinen Dingen; auch will ich euch die Nachfolge Christi des Thomas von Kempis mitbringen, ihr könnt da weiter Nachricht bekommen.

Ich kann nicht eigentlich sagen, ob Wilhelm aus wahrer Ueberführung diese Lehre angenommen, oder ob der Zustand seines Herzens so beschaffen gewesen, daß er ihre Schönheit empfunden, ohne ihre Wahrheit zu untersuchen. Gewiß, wenn ich mit kaltem Blut den Vortrag dieses Niclasens durchdenke, so find ich daß ich nicht alles reimen kann, aber im Ganzen ists doch herrlich und gut.

Wilhelm kaufte von Niclasen einige Ellen Stof, ohne sie nöthig zu haben, und da nahm der gute Prediger sein Bündel auf den Nacken und ging, doch mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen; und gewis wird Niclas den ganzen Giller durch Gott recht herzlich für die Bekehrung Wilhelms gedankt haben. Dieser nun fand eine tiefe unwiderstehliche Neigung in seiner Seele, die ganze Welt dran zu geben und mit seinem Kinde oben im Hause auf einer Kammer allein zu wohnen. Seine Schwester Elisabeth wurde an einen Leineweber Simon an seine Stelle ins Haus verheurathet, er aber bezog seine Kammer, schaffte sich einige Bücher an, die ihm von Niclas vorgeschlagen wurden, und so verlebte er daselbst mit seinem Knaben viele Jahre.

Die ganze Beschäftigung dieses Mannes ging während dieser Zeit dahin, mit seinem Schneiderhandwerke seine Bedürfnisse zu erwerben; (denn er gab für sich und sein Kind wöchentlich ein erträgliches Kostgeld ab an seine Eltern) und dann, alle Neigungen seines Herzens, die nicht auf die Ewigkeit abzielten, zu dämpfen; endlich aber auch seinen Sohn in eben den Grundsätzen zu erziehen, die er sich als wahr und festgegründet eingebildd hatte. Des Morgens um vier Uhr stand er auf, und fing an zu arbeiten; um sieben weckte er seinen Henrichen, und beym ersten Erwachen erinnerte er ihn freundlich an die Gütigkeit des Herrn, der ihn die Nacht durch von seinen Engeln bewachen lassen. Danke ihm dafür, mein Kind! sagte Wilhelm, indem er den Knaben ankleidete. War dieses geschehen, so muste er sich in kaltem Wasser waschen, und dann nahm ihn Wilhelm bei sich, schloß die Kammer zu, und fiel mit ihm vor dem Bette auf die Kniee, und betete mit der größten Inbrunst des Geistes zu Gott, wobei ihm die Thränen oft häufig zur Erde flossen. Dann bekam der Junge sein Frühstück, welches er mit einem Anstand und Ordnung verzehren muste, als wenn er in Gegenwart eines Prinzen gespeiset hätte. Nun muste er ein kleines Stück im

Catechismus lesen, und vor und nach auswendig lernen; auch war ihm erlaubt, alte anmuthige und einem Kinde begreifliche Geschichten, theils geistliche, theils weltliche, zu lesen, als da war: der Kaiser Oktavianus mit seinen Weib und Söhnen; die Historie von den vier Haymons Kindern; die schöne Melusine und dergleichen. Wilhelm erlaubte niemals dem Knaben mit andern Kindern zu spielen, sondern er hielt ihn so eingezogen, daß er im siebenten Jahr seines Alters noch keine Nachbars Kinder, wohl aber eine ganze Reihe schöner Bücher kannte. Daher kam es denn, daß seine ganze Seele anfing sich mit Idealen zu belustigen; seine Einbildungskraft ward erhöht, weil sie keine andere Gegenstände bekam, als idealische Personen und Handlungen. Die Helden alter Romanzen, deren Tugenden übertrieben geschildert wurden, setzten sich unvermerkt, als so viel nachahmungswürdige Gegenstände in sein Gemüth feste, und die Laster wurden ihm zum größesten Abscheu; doch aber, weil er beständig von Gott und frommen Menschen reden hörte, so wurde er unvermerkt in einen Gesichtspunkt gestellt, aus dem er alles beobachtete. Das erste wornach er fragte, wenn er von jemand etwas las oder reden hörte, bezog sich auf seine Gesinnung gegen Gott und Christum. Daher, als er einmal Gottfried Arnolds Leben der Altväter bekam, konnte er gar nicht mehr aufhören zu lesen, und dieses Buch, nebst Reizens Historie der Wiedergebohrnen, blieb sein bestes Vergnügen in der Welt, bis ins zehnte Jahr seines Alters; aber alle diese Personen, deren Lebensbeschreibungen er las, blieben so fest in seiner Einbildungskraft idealisirt, daß er sie nie in seinem Leben vergessen hat.

Am Nachmittag, von zwo bis drei Uhr, oder auch etwas länger, lies ihn Wilhelm in den Baumhof und Geisenberger Wald spazieren; er hatte ihm daselbst einen Distrikt angewiesen, den er sich zu seinen Belustigungen zu-eigen, aber über welchen er nicht weiter ohne Gesellschaft seines Vaters hinausgehen durfte. Diese Gegend war nicht

größer, als Wilhelm aus seinem Fenster übersehen konnte, damit er ihn nie aus den Augen verlieren möchte. War denn die gesetzte Zeit um, oder wenn sich auch ein Nachbars Kind Henrichen von weiten näherte, so pfiff Wilhelm, und auf dieses Zeichen war er den Augenblick wieder bei seinem Vater.

Diese Gegend, Stillings Baumhof und ein Strich Waldes, der an den Hof gränzte, wurde von unserm jungen Knaben also täglich bei gutem Wetter besucht, und zu lauter idealischen Landschaften gemacht. Da war eine egyptische Wüste, in welcher er einen Strauch zur Höle umbildete, in welche er sich verbarg und den heiligen Antonius vorstellte, betete auch wohl in diesem Enthusiasmus recht herzlich. In einer andern Gegend war der Brunn der Melusine; dort war die Türkei, wo der Sultan und seine Tochter, die schöne Marcebilla, wohnten; da war auf einem Felsen das Schloß Montalban, in welchem Reinold wohnte u. s. w. Nach diesen Oertern wallfahrte er täglich, kein Mensch kann sich die Wonne einbilden die der Knabe daselbst genoß; sein Geist floß über, er stammelte Reimen und hatte dichterische Einfälle. So war die Erziehung dieses Kindes beschaffen bis ins zehnte Jahr. Eins gehört noch hierzu. Wilhelm war sehr scharf; die mindeste Uebertretung seiner Befehle bestrafte er aufs schärfste mit der Ruthe. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewisse Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht für den Züchtigungen suchte er seine Fehler zu verhelen und zu verdecken, so daß er sich nach und nach zum Lügen verleiten ließ; eine Neigung die ihm zu überwinden bis in sein zwanzigstes Jahr viele Mühe gemacht hat. Wilhelms Absicht war, seinen Sohn beugsam und gehorsam zu erziehen, um ihn zu Haltung göttlicher und menschlicher Gesetze fähig zu machen; und eine gewissenhafte Strenge führte, däuchte ihn, den nächsten Weg zum Zwecke; und da konnte er gar nicht begreifen, woher es doch käme, daß seine Seligkeit, die er an den schönen Eigenschaften seines

Jungens genoß, durch das Laster der Lügen, auf welchem er ihn oft ertappte, so häßlich versalzen würde. Er verdoppelte seine Strenge, besonders wo er eine Lüge gewahr wurde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als daß Henrich alle erdenkliche Kunstgriffe anwendete seine Lügen wahrscheinlicher zu machen; und so wurde denn doch der gute Wilhelm betrogen. Sobald merkte der Knabe nicht daß es ihm gelang, so freute er sich und dankte noch wohl Gott, daß er ein Mittel gefunden, einem Strafgericht zu entgehen. Doch muß ich auch dieses zu seiner Ehrenrettung sagen; er log nicht, als nur dann, wann er Schläge damit abwenden konnte.

Der alte Stilling sah alles dieses ganz ruhig an. Die strenge Lebensart seines Sohnes beurtheilte er nie; lächelte aber wohl zuweilen und schüttelte die grauen Locken, wann er sah, wie Wilhelm nach der Ruthe grif, weil der Knabe etwas gegessen oder gethan hatte, das gegen seinen Befehl war. Dann sagte er auch wohl in Abwesenheit des Kindes: Wilhelm! wer nicht will, daß seine Gebote häufig übertreten werden, der muß nicht viel befehlen. Alle Menschen lieben die Freiheit. – Ja, sagte Wilhelm dann, so wird mir aber der Junge eigenwillig. Verbeut du ihm, erwiederte der Alte, seine Fehler, wann er sie eben begehen will, und unterrichte ihn warum; hast du es aber vorhin verboten, so vergißt der Knabe die vielen Gebote und Verbote, fehlt immer, du aber must dein Wort handhaben, und so giebst immer Schläge. Wilhelm erkannte dieses, und ließ vor und nach die mehresten Regeln in Vergessenheit kommen; er regierte nun nicht mehr so sehr nach Gesetzen, sondern ganz monarchisch; er gab seinen Befehl immer wenns nöthig war, richtete ihn nach den Umständen ein, und nun wurde der Knabe nicht mehr so viel gezüchtigt, seine ganze Lebensart wurde in etwas aufgeweckter, freier und edler.

Henrich Stilling wurde also ungewöhnlich erzogen, ganz ohne Umgang mit andern Menschen; er wuste daher nichts von der Welt, nichts von Lastern, er kannte gar keine

Falschheit und Ausgelassenheit; beten, lesen und schreiben war seine Beschäftigung; sein Gemüth war also mit wenigen Dingen angefüllt: aber alles was darinn war, war so lebhaft, so deutlich, so verfeinert und veredelt, daß seine Ausdrücke, Reden und Handlungen sich nicht beschreiben lassen. Die ganze Familie erstaunte über den Knaben, und der alte Stilling sagte oft: Der Junge entfleugt uns, die Federn wachsen ihm größer, als je einer in unserer Freundschaft gewesen; wir müssen beten, daß ihn Gott mit seinem guten Geist regieren wolle. Alle Nachbarn, die wohl in Stillings Hause kamen, und den Knaben sahen, verwunderten sich; denn sie verstunden nichts von allem was er sagte, ob er gleich gut deutsch redete. Unter andern kam einmal Nachbar Stähler hin, weil er von Wilhelmen ein Camisol gemacht haben wollte; doch war wohl seine Hauptabsicht dabei, unter der Hand sein Mariechen zu versorgen; denn Stilling war im Dorf angesehen, und Wilhelm war fromm und fleißig. Der junge Henrich mochte acht Jahr alt seyn; er saß in einem Stuhl und las in einem Buch, sah seiner Gewohnheit nach ganz ernsthaft, und ich glaube nicht, daß er zu der Zeit noch in seinem Leben stark gelacht hatte. Stähler sah ihn an und sagte: Henrich was machst du da?

„Ich lese.“

Kannst du denn schon lesen?

Henrich sah ihn an, verwunderte sich und sprach: Das ist ja eine dumme Frage, ich bin ja ein Mensch. – Nun las er hart, mit Leichtigkeit, gehörigem Nachdruck und Unterscheidung. Stähler entsetzte sich und sagte: Hol' mich der T ... so was hab ich mein lebtag nicht gesehn. Bei diesem Fluch sprang Henrich auf, zitterte und sah schüchtern um sich; wie er endlich sah, daß der Teufel ausblieb, rief er: Gott, wie gnädig bist du! – trat darauf vor Stählern und sagte: Mann! habt ihr den Satan gesehen? Nein, antwortete Stähler. So ruft ihm nicht mehr, versetzte Henrich, und ging in eine andere Kammer.

Das Gerücht von diesem Knaben erscholl weit umher; alle Menschen redeten von ihm und verwunderten sich. Selbst der Pastor Stollbein wurde neugierig ihn zu sehen. Nun war Henrich noch nie in der Kirche gewesen, hatte daher auch noch nie einen Mann mit einer großen weißen Perücke und feinen schwarzen Kleide gesehen. Der Pastor kam nach Tiefenbach hin, und weil er vielleicht eh in ein ander Haus gegangen war, so wurde seine Ankunft in Stillings Hause vorhin ruchtbar, wie auch warum er gekommen war. Wilhelm unterrichtete seinen Henrichen also, wie er sich betragen müste, wenn der Pastor käme. Er kam dann endlich, und mit ihm der alte Stilling. Henrich stund an der Wand grad auf, wie ein Soldat der das Gewehr präsentirt; in seinen gefalteten Händen hielt er seine aus blauen und grauen tuchenen Lappen zusammen gesetzte Mütze, und sah dem Pastor immer starr in die Augen. Nachdem sich Herr Stollbein gesetzt, und ein und ander Wort mit Wilhelmen geredet hatte, drehte er sich gegen die Wand, und sagte: Guten Morgen Henrich!

„Man sagt guten Morgen sobald man in die Stube kommt.“

Stollbein merkte mit wem er's zu thun hatte, daher drehte er sich mit seinem Stuhl neben ihn und fuhr fort: Kannst du auch den Catechismus?

„Noch nicht all.“

Wie noch nicht all, das ist ja das erste was die Kinder lernen müssen.

„Nein, Pastor, das ist nicht das erste; Kinder müssen erst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand geben möge, den Catechismus zu begreifen.“

Herr Stollbein war schon im Ernst ärgerlich, und eine scharfe Strafpredigt an Wilhelmen war schon ausstudirt; doch diese Antwort machte ihn stutzig. Wie betest du denn? fragte er ferner.

„Ich bete: lieber Gott! gieb mir doch Verstand, daß ich begreifen kann, was ich lese.“

Das ist recht, mein Sohn, so bete fort!

„Ihr seyd nicht mein Vater.“
Ich bin dein geistlicher Vater.
„Nein, Gott ist mein geistlicher Vater; ihr seyd ein Mensch, ein Mensch kann kein Geist seyn.“
Wie, hast du denn keinen Geist, keine Seele?
„Ja freylich! wie könnt ihr so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater.“
Kennst du denn auch Gott, deinen geistlichen Vater?
Henrich lächelte. „Sollte ein Mensch Gott nicht kennen?“
Du kannst ihn ja doch nicht sehen.
Henrich schwieg, und hohlte seine wohlgebrauchte Bibel, und wies dem Pastor den Spruch Röm. I. V. 19. und 20.
Nun hatte Stollbein genug. Er hieß den Knaben hinaus gehen, und sagte zu dem Vater: Euer Kind wird alle seine Voreltern übertreffen; fahret fort, ihn wohl unter der Ruthe zu halten; der Junge wird ein großer Mann in der Welt.
Wilhelm hatte noch immer seine Wunde über Dortchens Tod; er seufzte noch beständig um sie. Nunmehr nahm er auch zuweilen seinen Knaben mit nach dem alten Schloß, zeigte ihm seiner verklärten Mutter Tritte und Schritte, alles was sie hier und da geredet und gethan hatte. Henrich verliebte sich so in seine Mutter; daß er alles was er von ihr hörte, in sein eignes verwandelte, welches Wilhelmen so wohl gefiel, daß er seine Freude nicht bergen konnte.
Einsmals an einem schönen Herbstabend gingen unsere beyde Liebhaber des selgen Dortchens in den Ruinen des Schlosses herum, und suchten Schneckenhäuschen, die daselbst sehr häufig waren. Dortchen hatte daran ihre größte Belustigung gehabt. Henrich fand neben einer Mauer unter einem Stein ein Zulegmesserchen mit gelben Buckeln und grünen Stiel. Es war noch gar nicht rostig, theils, weil es am Trocknen lag, theils weil es so bedeckt gelegen, daß es nicht drauf regnen konnte. Henrich war froh über diesen Fund, lief zu seinem Vater und zeigte es ihm. Wilhelm besah es, wurde blaß, fing an zu schluchsen und zu heulen. Henrich erschrack, ihm stunden auch schon

die Thränen in den Augen, ohne zu wissen warum; auch durfte er nicht fragen. Er drehte das Messer herum, und sah daß auf der Klinge mit Etzwasser geschrieben stund, Johanna Dorothea Catharina Stillings. Er schrie laut, und



Jung-Stilling liest im Elternhaus dem Pastor vor. Kupferstich von Daniel Chodowiecki.

lag da wie ein Todter. Wilhelm hörte sowohl das Lesen des Nahmens, als auch den lauten Schrey; er setzte sich neben den Knaben, schüttelte an ihm, und suchte ihn wieder zurechte zu bringen. Indem er damit beschäftigt war, ward ihm wohl in seiner Seele; er fand sich getröstet; er nahm den Knaben in seine Arme, drückte ihn an seine Brust, und empfand ein Vergnügen das über alles ging. Er nahete sich zu Gott wie zu seinem Freund, und meinte bis in die Herrlichkeit des Himmels aufgezogen zu seyn und Dortchen unter den Engeln zu sehen. Indeß kam Henrich wieder zu sich, und fand sich in seines Vaters Armen. Er wußte sich nicht zu besinnen, daß ihn sein Vater jemals in den Armen gehabt. Seine ganze Seele wurde durchdrungen, Thränen der stärksten Empfindung flossen über seine schneeweiße volle Wangen herab. Vater, habt ihr mich lieb? – fragte er. Niemals hatte Wilhelm mit seinem Kinde weder gescherzt noch getändelt; daher wuste der Knabe von keinem andern Vater als einem ernsthaften und strengen Mann, den er fürchten und verehren muste. Wilhelms Kopf sank Henrichen auf die Brust; er sagte: ja! und weinte laut. Henrich war ausser sich, und eben im Begriff wieder ohnmächtig zu werden; doch der Vater stund plötzlich auf und stellte ihn auf die Füße. Kaum konnt' er stehen. Komm, sagte Wilhelm, wir wollen ein wenig herumgehen. Sie suchten das Messer, konnten es aber gar nicht wieder finden; es war ganz gewiß zwischen den Steinen tief hinab gefallen. Sie suchten lange, aber sie fundens nicht. Niemand war trauriger als Henrich; doch der Vater führte ihn weg und redete folgendes mit ihm.

Mein Sohn! du bist nun bald neun Jahr alt. Ich hab dich gelehrt und unterrichtet so gut ich gekonnt habe; du hast nun bald so viel Verstand, daß ich vernünftig mit dir reden kann. Du hast noch vieles in der Welt vor dir, und ich selber bin noch jung. Wir werden unser Leben auf unserer Kammer nicht beschliessen können; wir müssen wieder mit Menschen umgehen; ich will wiederum Schule halten, und

du sollst mit mir gehen und ferner lernen. Befleißige dich auf alles wozu du Lust hast, es soll dir an Büchern nicht fehlen; doch aber, damit du etwas gewisses habest, womit du dein Brod erwerben könntest, so must du mein Handwerk lernen. Wird dich denn der liebe Gott in einen bessern Beruf setzen, so hast du Ursach ihm zu danken; niemand wird dich verachten, daß du mein Sohn bist, und wenn du auch ein Fürst würdest. Henrich empfand Wonne über seines Vaters Vertraulichkeit; seine Seele wurde unendlich erweitert; er fühlte eine so sanfte unbezwingbare Freyheit, dergleichen sich nicht vorstellen läßt, mit einem Wort, er empfand jetzt zum erstenmal, daß er ein Mensch war. Er sah seinen Vater an, und sagte: Ich will alles thun, was ihr haben wollt. Wilhelm lächelte ihn an, und fuhr fort: Du wirst glücklich seyn; nur must du nie vergessen mit Gott vertraulich umzugehen; der wird dich alsdenn in seinen Schutz nehmen und dich für allem Bösen bewahren. Unter diesen Gesprächen kamen sie wieder nach Haus und auf ihre Kammer. Von dieser Zeit an schien Wilhelm ganz verändert; sein Herz war wieder geöffnet worden, und seine frommen Gesinnungen hinderten ihn nicht unter die Leute zu gehn. Alle Menschen, auch die wildesten, empfanden Ehrfurcht in seiner Gegenwart; denn sein ganzer Mensch hatte in der Einsamkeit einen unwiderstehlichen, sanften Ernst angenommen, aus dem eine reine einfältige Seele hervorblickte. Oefters nahm er auch seinen Sohn mit, zu dem er eine ganz neue, warme Liebe spürte. Beym Finden des Messers war er Dortchens ganzen Charakter an dem Knaben gewahr geworden; es war sein und Dortchens Sohn und über diesen Aufschluß stürzte alle seine Neigung auf Henrichen, und er fand Dortchen in ihm wieder. Nun führte Wilhelm seinen Henrichen zum erstenmal in die Kirche. Er erstaunte über alles was er sah; sobald aber die Orgel anfang zu gehen, da wurde seine Empfindung zu mächtig, er bekam gelinde Zückungen; eine jede sanfte Harmonie zerschmolz ihn, die Molltöne machten ihn in

Thränen fließen, und das rasche Allegro machte ihn aufspringen. Wie erbärmlich auch sonst der gute Organist sein Handwerk verstund, so war es doch Willhelmen unmöglich seinen Sohn davon abzubringen, nicht nach geendigter Predigt den Organisten und seine Orgel zu sehen. Er sah sie, und der Virtuose spielte ihm zu Gefallen ein Andante, welches vielleicht das erstemal in der Florenburger Kirche war, daß dieses einem Baurenjungen zu Gefallen geschah.

Nun sah auch Henrich zum erstenmal seiner Mutter Grab. Er wünschte nur ihre noch übrige Gebeine zu sehen; da das aber nicht geschehen konnte, so setzte er sich auf den Grabeshügel, pflückte einige Herbstblumen und Kräuter auf demselben, steckte sie vor sich in seine Knopflöcher und ging weg. Er empfand hier nicht so viel als bei Findung des Messers; doch hatte er sich, nebst seinem Vater, die Augen roth geweint. Jener Zufall war plötzlich und unerwartet, dieser aber vorbedächtlich überlegt; auch war die Empfindung der Kirchenmusik noch allzu stark in seinem Herzen.

Der alte Stilling bemerkte nun auch die Beruhigung seines Wilhelms. Mit innigem Vergnügen sahe er alle das Gute und Liebe an ihm und seinem Kinde; er wurde dadurch noch mehr aufgeheitert und fast verjüngt.

Als er einsmal im Frühling auf einen Montag Morgen nach dem Walde zu seiner Handthierung ging, ersuchte er Willhelmen ihm seinen Enkel mitzugeben. Dieser gab es zu, und Henrich freute sich zum höchsten. Wie sie den Giller hinauf gingen, sagte der Alte: Henrich, erzähl uns einmal die Historie von der schönen Melusine; ich höre so gern alte Historien; so wird uns die Zeit nicht lang. Henrich erzählte sie ganz umständlich mit der größten Freude. Vater Stilling stellte sich, als wenn er über die Geschichte ganz erstaunt wäre, und als wenn er sie in allen Umständen wahr zu seyn glaubte. Dies muste aber auch geschehen, wenn man Henrichen nicht ärgern wollte; denn er glaubte alle diese Historien so fest als die Bibel. Der Ort, wo

Stilling Kohlen brannte, war drei Stunden von Tiefenbach; man ging beständig bis dahin im Wald. Henrich, der alles idealisirte, fand auf diesem ganzen Wege lauter Paradies; alles war ihm schön und ohne Fehler. Eine recht düstere Maybuche, die er in einiger Entfernung vor sich sah, mit ihrem schönen grünen Licht und Schatten, machte einen Eindruck auf ihn; alsofort war die ganze Gegend ein Ideal und himmlisch schön in seinen Augen. Sie gelangten dann endlich auf einem sehr hohen Berg zum Arbeitsplatz. Die mit Rasen bedeckte Köhlershütte fiel dem jungen Stilling sogleich in die Augen; er kroch hinein, sah das Lager von Moos und die Feuerstätten zwischen zween rauhen Steinen, freute sich und jauchzte. Während der Zeit, daß der Großvater arbeitete, ging er im Wald herum, und betrachtete alle Schönheiten der Gegend und der Natur; alles war ihm neu und unaussprechlich reizend. An einem Abend, wie sie des andern Tages wieder nach Hause wollten, saßen sie vor der Hütte, da eben die Sonne untergegangen war. Großvater! sagte Henrich, wann ich in den Büchern lese, daß die Helden so weit zurück haben rechnen können, wer ihre Voreltern gewesen, so wünsch ich daß ich auch wüste, wer meine Voreltern gewesen sind. Wer weis, ob wir nicht auch von einem Fürsten oder großen Herrn herkommen. Meiner Mutter Vorfahren sind alle Prediger gewesen, aber die eurigen weis ich noch nicht; ich will sie mir alle aufschreiben, wenn ihr sie mir sagt. Vater Stilling lächelte, und antwortete: wir kommen wohl schwerlich von einem Fürsten her; das ist mir aber auch ganz einerlei; du must das auch nicht wünschen. Deine Vorfahren sind alle ehrbare fromme Leute gewesen; es giebt wenig Fürsten die das sagen können. Laß' dir das die größte Ehre in der Welt seyn, daß dein Großvater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar ausser ihrem Hause nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menschen geliebt und geehrt wurden. Keiner von ihnen hat sich auf unehrliche Art verheurathet, oder sich mit einer Frauens-

person vergangen; keiner hat jemahls begehrt, das nicht sein war; und alle sind großmüthig gestorben in ihrem höchsten Alter. Henrich freute sich und sagte: ich werde also alle meine Voreltern im Himmel finden? Ja, erwiderte der Großvater, das wirst du; unser Geschlecht wird daselbst grünen und blühen. Henrich! erinnre dich an diesen Abend so lang du lebst. In jener Welt sind wir von großem Adel; verlier diesen Vorzug nicht! Unser Segen wird auf dir ruhen, so lange du fromm bist; wirst du gottlos werden und deine Eltern verachten, so werden wir dich in der Ewigkeit nicht kennen. Henrich fing an zu weinen, und sagte:
Seyd dafür nicht bang, Großvater! ich werde fromm und froh seyn, daß ich Stilling heiße.
[...]

2. Schulversuche

Henrich Stillings Jünglings-Jahre

[...]

Henrich Stillings Schulmethode war seltsam, und so eingerichtet, daß er wenig oder nichts dabey verlor. Des Morgens, sobald die Kinder in die Schule kamen, und alle beysammen waren, so betete er mit ihnen, und catechisirte sie in den ersten Grundsätzen des Christenthums nach eigenem Gutdünken ohne Buch; dann ließ er einen jeden ein Stück lesen, wenn das vorbey war, so ermunterte er die Kinder, den Catechismus zu lernen, indem er ihnen versprach, schöne Historien zu erzählen, wenn sie ihre Aufgabe recht gut auswendig können würden; während der Zeit schrieb er ihnen vor, was sie nachschreiben sollten, ließ sie noch einmal alle lesen, und denn kam's zum Erzählen, wobey vor und nach alles erschöpft wurde, was es jemals in der Bibel, im Kaiser Octavianus, der schönen Magelone, und andern mehr gelesen hatte; auch die Zerstörung der königlichen Stadt Troja wurde mit vorgenommen. So war es auf seiner Schule Sitte und Gebrauch von einem Tag zum andern. Es läßt sich nicht aussprechen, mit welchem Eifer die Kinder lernten, um nur früh ans Erzählen zu kommen; waren sie aber muthwillig, oder nicht fleißig gewesen, so erzählte der Schulmeister nicht, sondern las selbst.

Niemand verlor bey dieser seltsamen Manier zu unterweisen, als die Abc-Schüler, und die am Buchstabiren waren; dieser Theil des Schulamts war Stilling viel zu langweilig. Des Sonntags Morgens versammelten sich die Schulkinder um ihren angenehmen Lehrer, und so wanderte er mit seinem Gefolge unter den schönsten Erzählungen nach Florenburg in die Kirche, und nach der Predigt in eben der Ordnung wieder nach Haus.

Die Zellberger waren indessen mit Stilling recht gut zufrieden, sie sahen, daß ihre Kinder lernten, ohne viel gezüchtigt zu werden; verschiedene hatten sogar ihre Freude an all den schönen Geschichten, welche ihnen ihre Kinder zu erzählen wußten. Besonders liebte ihn Krüger aus der maßen, denn er konnte vieles mit ihm aus dem Paracelsus reden, (so sprach der Jäger das Wort Paracelsus aus); er hatte eine alte teutsche Uebersetzung seiner Schriften, und da er ein slavischer Verehrer aller der Männer war, von denen er glaubte, daß sie den Stein *Lapis* gehabt hätten, so waren ihm Jacob Böhms, Graf Bernhards, und des Paracelsus Schriften, große Heiligthümer. Stilling selber fand Geschmack darinnen, nicht bloß wegen des Steins der Weisen, sondern weil er ganz hohe und herrliche Begriffe, besonders im Böhm, zu finden glaubte; wenn sie das Wort: Rad der ewigen Essenzen, oder auch schieflender Blitz, und andre mehr aussprachen, so empfunden sie eine ganz besondere Erhebung des Gemüths. Ganze Stunden lang forschten sie in magischen Figuren, bis sie manchmal Anfang und Ende verloren, und meynten, die vor ihnen liegende Zauberbilder lebten und bewegten sich; das war dann so rechte Seelenfreude, im Taumel groteske Ideen zu haben, und lebhaft zu empfinden.

Allein dieses paradiesische Leben war von kurzer Dauer. Herr Pastor Stollbein und Herr Förster Krüger waren Todfeinde. Dieses kam daher: Stollbein war ein unumschränkter Monarch in seinem Kirchspiel; sein geheimes Raths-Collegium, ich meyne das Consistorium, bestund aus lauter Männern, die er selber angeordnet hatte, und von denen er voraus wußte, daß sie einfältig genug waren, immer Ja zu sagen. Vater Stilling war der letzte gewesen, der noch vom vorigen Prediger bestellt worden; daher fand er nirgends Widerstand. Er erklärte Krieg und schloß Frieden, ohne jemand zu Rath zu ziehen, alles fürchtete ihn, und zitterte in seiner Gegenwart. Doch kann ich nicht sagen, daß das gemeine Wesen unter seiner Regierung

sonderlich gelitten hätte, er hatte bey seinen Fehlern eine Menge guter Eigenschaften. Nur Krüger und einige der Vornehmsten zu Florenburg haßten ihn so sehr, daß sie fast gar nicht in die Kirche gingen, vielweniger bey ihm communicirten. Krüger sagte öffentlich: er sey vom bösen Geist besessen; und daher that er immer gerade das Gegentheil von dem, was der Pastor gern sahe.

Nachdem Stilling einige Wochen zu Zellberg gewesen war, so beschloß Herr Stollbein, seinen neuen Schulmeister dasselbst einmal zu besuchen; er kam des Vormittags um neun Uhr in die Schule; zum Glück war Stilling weder am Erzählen noch Lesen. Er wußte aber schon, daß er bey Krügern im Hause war, daher sah er ganz mürrisch aus, schaute umher, und fragte: Was macht ihr mit den Schiefersteinen auf der Schul? – (Stilling hielt des Abends eine Rechenstunde mit den Kindern). Der Schulmeister antwortete: Darauf rechnen die Kinder des Abends. Der Pastor fuhr fort:

„Das kann ich wohl denken, aber wer heißt euch das!“

Henrich wußte nicht, was er sagen sollte; er sah dem Pastor ins Gesicht, und verwunderte sich, endlich erwiederte er lächelnd: Der mich geheißten hat, die Kinder Lesen, Schreiben und den Catechismus zu lehren, der hat mich auch geheißten, sie im Rechnen zu unterrichten.

„Ihr ... ich hätte bald was gesagt! lehrt sie erst einmal das Nöthigste, und wenn sie das können, so lehrt sie auch rechnen.“

Nun fing es an, Stillingen weich ums Herz zu werden. Das ist so seiner Natur gemäß, anstatt daß andre Leute böse und launigt werden, schießen ihm die Thränen in die Augen und die Backen herunter; es giebt aber auch einen Fall, in welchem er recht zornig werden kann: Wenn man ihn, oder auch sonst eine ernste und empfindsame Sache satyrisch behandelt. Gott! versetzte er, wie soll ichs doch machen? Die wollen haben, ich soll die Kinder rechnen lehren, und der Herr Pastor will's nicht haben! Wem soll

ich nun folgen?

„Ich hab' in Schulsachen zu befehlen“, sagte Stollbein, „und eure Bauern nicht!“ und damit ging er zur Thür hinaus.

Stilling befahl alsofort, alle Schiefersteine herab zu nehmen, und auf einen Haufen hinter dem Ofen unter die Bank zu legen; das wurde befolgt, doch schrieb ein jeder seinen Namen mit dem Griffel auf den seinigen.

Nach der Schule ging er zu dem Kirchen-Aeltesten, erzählte ihm den Vorfall, und fragte ihn um Rath. Der Mann lächelte und sagte: Der Pastor wird so seine böse Laune gehabt haben, legt ihr die Steine zurück, daß er sie nicht sieht, wenn er wieder kommen sollte; fahrt ihr aber fort, die Kinder müssen doch rechnen lernen! Er erzählte es auch Krügern, dieser glaubte, der Teufel habe ihn besessen, und nach seiner Meynung sollten nun auch die Mädchen sich Schiefersteine anschaffen, und das Rechnen lernen, seine Kinder wenigstens sollten es nun zuerst vornehmen. Und das geschah auch, Stilling mußte den größten Knaben sogar in der Geometrie unterrichten.

So stunden die Sachen den Sommer über, aber niemand vermuthete, was den Herbst geschah. Vierzehn Tage vor Martini kam der Aelteste in die Schule, und kündigte Stilling im Namen des Pastors an, auf Martini die Schule zu verlassen, und zu seinem Vater zurück zu kehren. Dieses war dem Schulmeister und den Schülern ein Donnerschlag, sie weinten allzusammen. Krüger und die übrigen Zellberger wurden fast rasend, sie stampften mit den Füßen und schwuren: der Pastor sollte ihnen ihren Schulmeister nicht nehmen. Allein Wilhelm Stilling, wie sehr er sich auch ärgerte, fand doch rathsamer, seinen Sohn bey sich zu nehmen, um ihn an seinem fernern Glück nicht zu hindern. Des Sonntags Nachmittags vor Martini stopfte der gute Schulmeister sein Bißgen Kleider und Bücher in einen Sack, hieng ihn auf den Rücken, und wanderte aus Zellberg das Höchste hinauf, seine Schüler gingen truppweise hinten

nach und weinten, er selbst vergoß tausend Thränen, und beweinte die süße Zeiten, die er zu Zellberg zugebracht hatte. Der ganze westliche Himmel sah ihm traurig aus, die Sonne verkroch sich hinter ein schwarzes Wolkengebirge, und er wanderte im Dunkel des Waldes den Giller hinunter.

[...]

Ich darf behaupten, daß Stilling die Preysinger Schule nach Pflicht und Ordnung bediente; er suchte nun, bey reiferen Jahren und Einsichten, seinen Ruhm in Unterweisung der Jugend zu bevestigen. Allein, es war Schade, daß es nicht aus natürlicher Neigung herfloß. Wenn er eben sowohl nur acht Stunden des Tages zum Schneiderhandwerk, als zum Schulamt, hätte verwenden dürfen, so wär er gewiß noch lieber am Handwerk geblieben; denn das war für ihn ruhiger, und nicht so vieler Verantwortung unterworfen. Um sich nun die Schule angenehmer zu machen, erdachte er allerhand Mittel, wie er mit leichter Mühe die Schüler zum Lernen aufmuntern möchte. Er führte eine Rangordnung ein, die sich auf die größere Geschicklichkeit bezog; er erfand allerhand Wettspiele im Schreiben, Lesen und Buchstabiren; und da er ein großer Liebhaber vom Singen und der Musik war, so suchte er schöne geistliche Lieder zusammen, lernte selber die Musiknoten mit leichter Mühe, und führte das vierstimmige Singen ein. Dadurch wurde nun ganz Preysingen voller Leben und Gesang. Des Abends vor dem Essen hielt er eine Rechenstunde, und nach demselben eine Singstunde. Wenn dann der Mond so still und feyerlich durch die Bäume schimmerte, und die Sterne vom blauen Himmel herunter äugelten, so gieng er mit seinen Sängern heraus an den Preysinger Hügel, da setzten sie sich ins Dunkel, und sangen, daß es durch Berg und Thal erscholl; dann giengen Mann, Weib und Kinder im Dorf vor die Thür stehen und horchten; sie segneten ihren Schulmeister, giengen dann hinein, gaben sich die

Hand, und legten sich schlafen. Oft kam er mit seinem Gefolge hinter Schmolls Haus in den Baumhof, und dann sangen sie sanft und still: entweder, O du süße Lust! oder Jesus ist mein Freudenlicht! oder Die Nacht ist vor der Thür! und was dergleichen schöne Lieder mehr waren; dann giengen die Mädchen ohne Licht oben auf ihre Kammer, setzten sich hin und versunken in Empfindung. Oft fand er sie noch so sitzen, wenn er nach Hause kam und schlafen gehen wollte; denn alle Kammern im Hause waren gemeinschaftlich, der Schulmeister hatte überall freyen Zutritt. Niemand war weniger sorgfältig für ihre Töchter, als Frau Schmoll; und sie war glücklich, daß sie es auch nicht nöthig hatte. Wenn er dann Maria und Anna so in einem finstern Winkel mit geschlossenen Augen fand, so giengs ihm durchs Herz, er faßte sie an der Hand, und sagte: Wie ists dir, Maria? Sie seufzte dann tief, drückte ihm die Hand, und sagte: Mir ists wohl von eurem Singen! Dann erwiederte er oft: Laßt uns fromm seyn, liebe Mädchen! im Himmel wollen wir erst recht singen; und dann gieng er flüchtig fort, und legte sich schlafen; er fühlte wohl oft das Herz pochen, aber er hatte nicht Acht darauf. Ob die Mädchen mit dem Trost auf jene Welt so völlig zufrieden gewesen, das läßt sich nicht wohl ausmachen, weil sie sich nie darüber erklärt haben.

Des Morgens vor der Schule, und des Mittags vor und nach derselben, durcharbeitete er die Geographie, und Wolfs Anfangsgründe der Mathematik ganz; auch fand er Gelegenheit, seine Kenntnisse in der Sonnenuhrkunst noch höher zu treiben, denn er hatte auf der Schule, deren Fenster eins gerade gegen Mittag stund, oben unter der Decke mit schwarzer Oelfarbe eine Sonnenuhr gemahlt, so groß als die Decke war, in dieselbe hatte er die zwölf himmlische Zeichen genau eingetragen, und jedes in seine dreißig Grad eingetheilet; oben im Zenith der Uhr, oberhalb dem Fenster, stund mit römischen zierlich gemahlten Buchstaben geschrieben: *Cæli enarrant gloriam Dei*

(Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.) Vor dem Fenster war ein runder Spiegel bevestiget, über welchen eine Kreuzlinie mit Oelfarbe gezogen war; dieser Spiegel stralte dann oben unter, und zeigte nicht allein die Stunden des Tages, sondern auch ganz genau den Stand der Sonne in dem Thierkreis.

Vielleicht steht diese Uhr noch da, und jeder Schulmeister kann sie nutzen, und dabey wahrnehmen, was für einen Antecessor er ehemals gehabt habe.

Um diese Zeit hatte er im historischen Fach noch nichts gelesen, als Kirchenhistorie, Martergeschichten, Lebensbeschreibungen frommer Menschen, desgleichen auch alte Kriegshistorien vom dreyßigjährigen Krieg und dergleichen. Im Poetischen fehlt's ihm noch; da war er noch immer nicht weiter gekommen, als vom Eulenspiegel bis auf den Kayser Octavianus, den Reinike Fuchs mit eingeschlossen. Alle diese vortrefliche Werke der alten Teutschen hatte er wohl hundertmal gelesen, und wieder andern erzählt; er sehnte sich nun nach neueren. Den Homer rechnete er nicht zu dieser Lectüre, es war ihm um vaterländische Dichter zu thun. Stilling fand, was er suchte. Herr Pastor Goldmann hatte einen Eidam, der ein Chirurgus und zugleich Apotheker war; dieser Mann hatte einen Vorrath von schönen poetischen Schriften, besonders aber von Romanen; er lehnte sie dem Schulmeister gern, und das erste Buch, welches er mit nach Hause nahm, war die Asiatische Banise.

Dieses Buch fieng er an einem Sonntag Nachmittag an zu lesen. Die Schreibart war ihm neu und fremd. Er glaubte in ein fremdes Land gekommen zu seyn, und eine neue Sprache zu hören, aber sie entzückte und rührte ihn bis auf den Grund seines Herzens. Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels – war ein Ausdruck für ihn, dessen Schönheit er nicht genug zu rühmen wußte. Goldbedeckte Thürne – welche herrliche Kürze! und so bewunderte er das ganze Buch durch, die

Menge von Metaphern, in welchen der Styl des Herrn von Ziegler gleichsam schwomme. Ueber alles aber schien ihm der Plan dieses Romans ein Meisterstück der Erdichtung zu seyn, und der Verfasser desselben war in seinen Augen der größte Poet, den jemals Teutschland hervorgebracht hatte. Als er im Lesen dahin kam, wo Balacin seine Banise im Tempel errettet, und den Chaumigrem ermordet, so überlief ihn der Schauer der Empfindung dergestalt, daß er fortlief, in einen geheimen Winkel niederkniete, und Gott dankte, daß Er doch endlich den Gottlosen ihren Lohn auf ihr Haupt bezahle, und die Unschuld auf den Thron setze. Er vergoß milde Thränen, und las mit eben der Wärme auch den zweyten Theil durch. Dieser gefiel ihm noch besser; der Plan ist verwickelter, und im Ganzen mehr romantisch. Darauf las er die zween Quartbände von der Geschichte des christlichen teutschen Großfürsten Hercules, und der Königlich Böhmischen Prinzessin Valiska, und dieses Buch gefiel ihm gleichfalls über die Maßen; er las es im Sommer während der Heuerndte, als er einige Tage Ferien hatte, aneinander ganz durch, und vergaß die ganze Welt dabey. Was das für eine Glückseligkeit sey, eine solche neue Schöpfung von Geschichten zu lesen, gleichsam mit anzusehen, und alles mit den handelnden Personen zu empfinden, das läßt sich nur denen sagen, die ein Stillings Herz haben.

Es war einmal eine Zeit, da man sagte: der Hercules, die Banise und dergleichen, ist das größte Buch, das Teutschland hervorgebracht hat. Es war auch einmal eine Zeit, da mußten die Hüte der Mannspersonen dreyeckigt hoch in die Luft stehen, je höher, je schöner. Der Kopfputz der Weiber und Jungfrauen stand derweil in die Queere, je breiter, je besser. Jetzt lacht man der Banise und des Hercules, eben so, wie man eines Hagestolzen lacht, der noch mit hohem Hut, steifen Rockschoßen, und ellenlangen herabhängenden Aufschlägen einhertritt. Anstatt dessen trägt man Hütchen, Röckchen, Manschettchen, liest

Amourettchen, und buntschäckigte Romänchen, und wird unter der Hand so klein, daß man einen Mann aus dem vorigen Jahrhundert, wie einen Riesen ansieht, der von Grobheit strotzt. Dank sey's vorab Klopstock, und so die Reihe herunter bis auf – daß sie dem unteutschen tändelnden Ton die Spitze geboten, und ihn auf die Neige gebracht haben.

Es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo man große Hüte tragen, und also auch die Banise als eine herrliche Antiquität lesen wird.

Die Wirkungen dieser Lectüre auf Stillings Geist waren wunderbar, und gewiß ungewöhnlich; es war etwas in ihm, das seltene Schicksale in seinem eigenen Leben ahndete; er freute sich recht auf die Zukunft, faßte Zutrauen zum lieben himmlischen Vater, und beschloß großmüthig: so gerade zu, blindlings dem Faden zu folgen, wie ihn ihm die weise Vorsicht in die Hand geben würde. Desgleichen fühlte er einen himmlischsüßen Trieb, in seinem Thun und Lassen recht edel zu seyn, eben so, wie die Helden in gemeldeten Büchern vorgestellt werden. Er las dann mit einem recht empfindsam gemachten Herzen die Bibel, und geistliche Lebensgeschichten frommer Leute: als Gottfried Arnolds Leben der Altväter, seine Kirchen- und Ketzerhistorie und andere von der Art mehr. Dadurch erhielt nun sein Geist eine höchst seltsame Richtung, die sich mit nichts vergleichen, und nichts beschreiben läßt. Alles, was er in der Natur sahe, jede Gegend idealisirte er zum Paradies, alles war ihm schön, und die ganze Welt beynah ein Himmel. Böse Menschen rechnete er mit zu den Thieren, und was sich halb gut auslegen ließ, das war nicht mehr böse in seinen Augen. Ein Mund, der anders sprach, als das Herz dachte, jede Ironie, und jede Satyre, war ihm ein Gräuel, alle andre Schwachheiten konnte er entschuldigen.

[...]

Er band sich nicht gern an die alte gewöhnliche Schulmethode, sondern suchte allerhand Mittel hervor, um sich und seine Schüler zu belustigen; deswegen ersann er täglich etwas neues. Sein erfinderischer Geist fand vielerley Wege, dasjenige, was die Kinder zu lernen hatten, ihnen spielend beyzubringen. Viele seiner Bauern sahen es als nützlich an, andere betrachteten es als Kindereyen, und ihn als einen Stocknarren. Besonders aber fieng er ein Stück an, das allgemeines Aufsehen machte. Er schnitte weiße Blätter in der Größe wie Karten; diese bezeichnete er mit Nummern; die Nummern bedeuteten diejenigen Fragen des Heydelbergischen Catechismus, welche die nehmlische Zahl hatten; diese Blätter wurden von vier oder fünf Kindern gemischt, so viel ihrer zusammen spielen wollten, alsdann wie Karten umgeben und gespielt; die größere Nummer stach immer die kleinere ab; derjenige, welcher am letzten die höchste Nummer hatte, brauchte nur die Frage zu lernen, die seine Nummer anwies, und wenn er sie schon vorhin gekonnt hatte, so lernte er nichts bis den andern Tag, die andern aber mußten lernen, was sie vor Nummern vor sich liegen hatten, und ihr Glück bestand darin, wenn sie viele Fragen wußten, die ihnen in ihren Nummern zugefallen waren. Nun hatte Stilling zuweilen das Kartenspielen gesehen, und auch sein Spiel davon abstrahirt, allein er verstand gar nichts davon, doch wurde es ihm so ausgelegt und die ganze Sache seinem Vetter, dem Herrn Pastor Goldmann, auf der schlimmsten Seite vorge-
tragen.

Dieser vortrefliche Mann liebte Stillingen von Herzen, und seine Unvorsichtigkeit schmerzte ihn aus der maßen; er ließ den Schulmeister zu sich kommen, und stellte ihn wegen dieser Sache zur Rede. Stilling erzählte ihm alles freymüthig, zeigte ihm das Spiel vor und überführte ihn von dem Nutzen, den er dabey verspüh-

ret hatte. Allein Herr Goldmann, der die Welt besser kannte, sagte ihm: „Mein lieber Vetter! man darf heutiges Tages ja nicht bloß auf den Nutzen einer Sache sehen, sondern man muß auch allezeit wohl erwägen, ob die Mittel, dazu zu gelangen, den Beyfall der Menschen haben, sonst erndet man Stank für Dank, und Hohn für Lohn; so gehts euch jetzt, und eure Bauren sind so aufgebracht, daß sie euch nicht länger als bis Michaelis behalten wollen; sie sinds willens, wenn ihr nicht gutwillig abdankt, die ganze Sache dem Inspector anzuzeigen, und ihr wißt, was der vor ein Mann ist. Nun wär es doch Schade, wenn die Sache so weit getrieben würde; weilen ihr alsdann hier im Lande nie wieder Schulmeister werden könntet; ich rathe euch deswegen, danket ab! und sagt heute noch eurer Gemeinde, ihr wäret des Schulhaltens müde, sie möchten sich einen andern Schulmeister wählen. Ihr bleibt alsdann in Ehren, und es wird nicht lange währen, so werdet ihr eine bessere Schule bekommen, als diese, die ihr bedient habt. Ich werde euch indessen lieb haben, und sorgen, daß ihr glücklich werden mögt, so viel ich nur kann.“

Diese Rede drung Stilling durch Mark und Bein, er wurde blaß und die Thränen stunden ihm in die Augen. Er hatte sich die Sache vorgestellt, wie sie war, und nicht, wie sie ausgelegt werden könnte; doch sah er ein, daß sein Vetter ganz recht hatte; er war nun abermal gewitzigt, und er nahm sich vor, in Zukunft äußerst behutsam zu seyn. Doch bedauerte er bey sich selber, daß seine mehresten Amtsbrüder mit weniger Geschicklichkeit und Fleiß, doch mehr Ruhe und Glück genössen, als er, und er begonnte einen dunklen Blick in die Zukunft zu thun, was doch wohl der himmlische Vater noch mit ihm vor haben möchte. Als er nach Haus kam, kündigte er mit inniger Wehmuth seiner Gemeinde an, daß er abdanken wollte.

[...]

Um Weihnachten blickte ihn das Glück wieder freundlich an. Die Kleefelder Vorsteher kamen, und beriefen ihn zu ihren Schulmeister; dieses war nun die beste und schönste Capellenschule im ganzen Fürstenthum Salen. Er wurde wieder ganz lebendig, dankte Gott auf den Knien, und zog hin. Sein Vater gab ihm beym Abschied die treuesten Ermahnungen, und er selber that, so zu sagen, ein Gelübde, jetzt alle seine Geschicklichkeit und Wissenschaft anzuwenden, um im Schulhalten den höchsten Ruhm davon zu tragen. Die Vorsteher giengen mit ihm nach Salen, und er wurde daselbst vor dem Consistorium von dem Inspector Meinhold bestätigt.

Mit diesem festen Entschluß trat er mit dem Anfang des 1760sten Jahrs, im zwanzigsten seines Alters, dieses Amt wiederum an, und bediente dasselbe mit solchem Ernst und Eifer, daß es rund umher bekannt wurde, und alle seine Feinde und Mißgönner fiengen an zu schweigen, seine Freunde aber zu triumphiren, er beharrte auch in dieser Treue, so lange er da war. Dem ohngeachtet setzte er doch seine Lectüre in den übrigen Stunden fort. Das Clavier und die Mathematik waren sein Hauptwerk; indessen wurden doch Dichter und Romanen nicht vergessen. Gegen das Frühjahr wurde er mit einem Amts-Collegen bekannt, der Graser hieß, und das Thal hinauf, eine starke halbe Stunde weit von Kleefeld, auf dem Dorf Kleinhoven, Schul hielt. Dieser Mensch war einer von denjenigen, die immer mit vielbedeutender Miene stillschweigen, und im Verborgenen handeln.

Ich hab oft Lust gehabt, die Menschheit zu classificiren, und da möcht ich die Classe, worunter Graser gehörte, die launigte nennen. Die besten Menschen darinnen, sind stille Beobachter ohne Gefühl, die mittelmäßige sind Dockmäuser, die schlechtesten, Spionen und Verräther. Graser war freundlich gegen Stilling, aber nicht vertraulich. Stilling hingegen war beydes, und das gefiel jenem, er

beobachtete gern andere im Lichte, stund aber dagegen selber lieber im Dunklen. Um nun Stillingen recht zum Freund zu behalten, so sprach er immer von großen Geheimnissen, er verstund magische und sympathetische Kräfte zu regieren, und einsmals vertraute er Stillingen unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, daß er die erste Materie des Steins der Weisen recht wohl kenne; Graser sah dabey so geheimnißvoll aus, als wenn er wirklich das große Universal selber besessen hätte. Stilling vermuthete es, und Graser leugnete es auf eine Art, die jenen vollends überzeugte, daß er gewiß den Stein der Weisen habe; dazu kam noch, daß Graser immerfort sehr viel Geld hatte, weit mehr, als ihm seine Umstände einbringen konnten. Stilling war überaus vergnügt wegen dieser Bekanntschaft, ja er hoffte sogar, dereinst durch Hülfe seines Freundes ein Adeptus zu werden. Graser liehe ihm die Schriften des Basilius Valentinus. Er las sie ganz aufmerksam durch, und als er hinten an den Proceß aus dem Ungarischen Vitriol kam, da wußte er gar nicht, wie ihm ward. Er glaubte wirklich, er könnte nun den Stein der Weisen selber machen. Er bedachte sich eine Weile, nun fiel ihm ein, wenn der Proceß so ganz vollkommen richtig wäre, so müßte ihn ja ein jeder Mensch machen können, der nur das Buch hätte.

Ich kann versichern, daß Stillings Neigung zur Alchymie niemals den Stein der Weisen zum Zweck hatte; wenn er ihn gefunden hätte, so wärs ihm lieb gewesen; sondern ein Grundtrieb in seiner Seelen, wovon ich bis dahin noch nichts gesagt habe, fieng an sich bey reiferen Jahren zu entwickeln, und der war ein unersättlicher Hunger nach Erkenntniß der ersten Urkräfte der Natur. Damalen wußte er noch nicht, welchen Namen er dieser Wissenschaft beylegen sollte. Das Wort Philosophie schien ihm was anders zu bedeuten; dieser Wunsch ist noch nicht erfüllt, weder Neuton noch Leibnitz, noch jeder anderer hat ihm Genüge thun können; doch hat er mir gestanden, daß er jetzt auf

der wahren Spur sey, und daß er zu seiner Zeit damit ans Licht treten werde.

Damalen schien ihm die Alchymie der Weg dahin zu seyn, und deswegen lase er alle Schriften von der Art, die er nur aufreiben konnte. Allein es war etwas in ihm, das immerfort rief: Wo ist der Beweis, daß es wahr ist? – Er erkannte nur drey Quellen der Wahrheit. Erfahrung, mathematische Ueberführung, und die Bibel, und alle drey Quellen wollten ihm gar keinen Aufschluß in der Alchymie geben, deswegen verließ er sie vor die Zeit ganz.

Einsmals besuchte er seinen Freund Graser an einem Samstag Nachmittag; er fand ihn allein auf der Schule sitzen, allwo er etwas austach, das einem Pettschaft ähnlich war.

Stilling fragte: Herr College! was machen Sie da?

„Ich stech ein Pettschaft.“

Lassen Sie mich doch sehen, das ist ja feine Arbeit!

„Es gehört vor den Herrn von N. Hören Sie, mein Freund Stilling! ich wollte Ihnen gern helfen, daß Sie ohne den Schulstaub und die Schneiderey an Brod kommen könnten. Ich beschwöre Sie bey Gott, daß Sie mich nicht verrathen wollen.“

Stilling gab ihm die Hand darauf, und sagte: Ich werde sie gewiß nicht verrathen.

„Nun so hören Sie! ich hab ein Geheimniß; ich kann Kupfer in Silber verwandeln, ich will Sie in Compagnie nehmen, und Ihnen die Hälfte von dem Gewinn geben; indessen sollen Sie zuweilen einige Tage heimlich verreisen, und das Silber an gewisse Leute zu veräußern suchen.“

Stilling saß und dachte der Sache nach; der ganze Vortrag gefiel ihm nicht, denn erstlich gieng sein Trieb nicht dahin, viel Geld zu erwerben, sondern nur Erkenntniß der Wahrheit und Wissenschaften zu erlangen, und Gott und dem Nächsten damit zu dienen; und vors zweyte, so kam ihm bey seiner geringen Weltkenntniß die ganze Sache doch verdächtig vor; denn je mehr er nach dem Pettschaft

blickte, je mehr wurde er überzeugt, daß es ein Münz-Stempel sey. Es fieng ihm daher an zu grauen, und er suchte Gelegenheit, von dem Schulmeister Graser abzukommen, indem er ihm sagte, er wolle nach Haus gehen, und die Sache näher überlegen.

Nach einigen Tagen entstand ein Allarm in der ganzen Gegend; die Häscher waren des Nachts zu Kleinhoven gewesen, und hatten den Schulmeister Graser aufheben wollen, er war aber schon entwischt, er ist hernach nach Amerika gegangen, und man hat weiter nichts von ihm gehört. Seine Mitschuldigen aber wurden gefangen, und nach Verdienst gestraft. Er war eigentlich selber der rechte Künstler gewesen, und gewiß mit dem Strang belohnt worden, wenn man ihn ertappt hätte.

3. Als Arzt in Elberfeld

Henrich Stillings Häusliches Leben

[...]

Indessen vergiengen zween, es vergiengen drey Tage, ehe sich jemand fand, der seiner Hülfe bedurfte, und die fünf Reichsthaler schmolzen verzweifelt zusammen. Den vierten Tag des Morgens aber, kam eine Frau von Dornfeld, einem Flecken, der drey Viertelstunden von Schöenthal ostwärts liegt; so wie sie zur Thür herein trat, fieng sie mit thränen- den Augen an: Ach, Herr Doctor! wir haben von Ihnen gehört, daß Sie ein sehr geschickter Mann sind, und etwas verstehen, nun haben wir ein großes, großes Unglück im Haus, und da haben wir alle Doctoren bey und nah gebracht, aber niemand, keiner kann ihm helfen; nun komme ich zu Ihnen; ach helfen Sie doch meinem armen Kinde!

Lieber Gott! dachte Stilling bey sich selbst, am ersten Patienten, den ich bekommen, haben sich alle erfahrene Aerzte zu schanden curirt, was werde ich unerfahner denn ausrichten? er fragte indessen: was fehlt denn eurem Kinde?

Die arme Frau erzählte mit vielen Thränen die Geschichte ihres Kranken, welche vornehmlich auf folgende Umstände hinauslief:

Der Knabe war elf Jahr alt, und hatte vor etwa einem Vierteljahr die Röteln gehabt; aus Unachtsamkeit seiner Wärter war er zu früh in die kalte Luft gekommen, die Rötelmaterie war zurück ins Gehirn getreten, und hatte nun ganz sonderbare Wirkungen hervorgebracht: seit sechs Wochen lag der Kranke ganz ohne Empfindung und Bewußtseyn im Bett, er regte kein Glied am ganzen Leib, außer dem rechten Arm, welcher Tag und Nacht unaufhörlich, wie der Perpendikel einer Uhr hin und her fuhr; durch Einflößung dünner Brühen hatte man ihm bis daher das Leben erhalten, außerdem aber durch keine Anwen-

dung irgend einer Arzeney etwas ausrichten können. Die Frau beschloß ihre weitläufige Erzählung mit dem Verdacht: Sollte das Kind auch wohl behext seyn?

Nein, antwortete Stilling, das Kind ist nicht behext, ich will kommen und es besehen. Die Frau weinte wieder und sagte:

Ach Herr Doctor, thun Sie das doch! und nun gieng sie fort.

Doctor Stilling wanderte mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, lieber Gott! dachte er: wer kann da Anfang und Ende finden? – daß man alle mögliche Mittel gebraucht hat, daran ist kein Zweifel, denn die Leute waren wohlhabend, was bleibt mir Anfänger also übrig? in diesen schwermüthigen Gedanken nahm er Hut und Stock und reiste fort nach Dornfeld. Auf dem ganzen Wege betete er zu Gott um Licht und Segen und Kraft; das Kind fand er gerade so wie es seine Mutter beschrieben hatte, die Augen waren geschlossen, es holte ordentlich Odem und der rechte Arm fuhr im regelmäßigsten Tact von der Brust gegen die rechte Seite immer hin und her; er setzte sich hin, besahe und betrachtete, und fragte alles aus, und bey dem Weggehen beorderte er die Frau, sie möchte in einer Stunde nach Schöenthal zu ihm kommen, er wolle während der Zeit über den seltsamen Umstand nachdenken, und dann etwas verordnen. Auf dem Wege nach Hause dachte er hin und her, was er dem Kinde wohl nützlich verordnen könnte, endlich fiel ihm ein, daß Herr Spielmann Dippels thierisches Oel als ein Mittel gegen die Zuckungen gerühmt hätte; dies Medicament war ihm desto lieber, denn er glaubte sicher, daß es keiner von den Aerzten bisher würde gebraucht haben, weil es außer Mode gekommen sey; er blieb also dabey und so bald er nach Hause kam, verschrieb er ein Säftchen, von welchem jenes Oel die Basis war, die Frau kam, und holte es ab. Kaum waren zwo Stunden verflossen, so kam ein Bote, welcher Stillingen schleunig zu seinem Patienten abrief, er lief fort, so wie er zur

Thür hinein trat, sah er den Knaben froh, munter und gesund im Bett sitzen, und man erzählte ihm, das Kind habe kaum ein Zuckerlöffelchen voll von dem Säftchen hinunter geschluckt, so hab es die Augen geöffnet, sey erwacht, habe Essen gefordert, und der Arm sey ruhig, und gerade so geworden wie der andere. Wie dem guten Stilling dabey zu Muthe war, das läßt sich nicht beschreiben, das Haus war voller Menschen, die das Wunder sehen wollten, alles schaute ihn wie einen Engel Gottes mit Wohlgefallen an, jeder seegnete ihn, die Eltern aber weinten Thränen der Freude und wußten nicht, was sie dem geschickten Doctor thun sollten. Stilling dankte Gott innig in seiner Seele, auch seine Augen waren voll Thränen der Wonne, indessen schämte er sich von Herzen des Lobs, das man ihm bey legte und das er so wenig verdiente, denn die ganze Cur war weder Methode noch Ueberlegung, sondern bloßer Zufall, oder vielmehr göttliche väterliche Vorsehung. Wenn er sich den ganzen Vorfall dachte, so konnte er sich kaum des lauten Lachens erwehren, daß man von seiner stupenden Geschicklichkeit redete, und er war sich doch bewußt, wie wenig er gethan hatte, indessen hieß ihn die Klugheit schweigen und alles für bekannt annehmen, doch ohne sich eitle Ehre anzumaßen, er verschrieb also nun noch abführende und stärkende Mittel und heilte das Kind vollends.

Ich kann hier dem Drang meines Herzens nicht wehren, jungen Aerzten eine Lehre und Warnung mitzutheilen, die aus vielen Erfahrungen abstrahirt ist, und die auch dem Publikum, welches sich solchen unerfahrenen Männern anvertrauen muß, nützlich seyn kann: Wenn der Jüngling auf die Universität kommt, so ist gemeinlich sein erster Gedanke, bald fertig zu werden; denn das Studiren kostet Geld, und man will doch auch gern bald sein eigenes Brod essen; die nöthigsten Hülfswissenschaften: Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte, werden versäumt, oder

wenigstens nicht gründlich genug studirt; im Gegentheil verschwendet man die Zeit mit subtilen anatomischen Grübeleien, hört dann die übrigen Collegien handwerksmäßig, und eilt nun ans Krankenbett. Hier aber findet man alles ganz anders, man weiß wenig oder nichts vom geheimen Gang der Natur und soll doch alles wissen; der junge Arzt schämt sich seine Unkunde zu gestehen, er schwadronirt also ein Galimathias daher, wobey dem erfahrenen Practiker die Ohren gellen, setzt sich hin, und verschreibt etwas nach seiner Phantasie; wenn er nun noch einigermaßen Gewissen hat, so wählt er Mittel, die wenigstens nicht schaden können, allein wie oft wird dadurch der wichtigste Zeitpunkt versäumt, wo man nützlich wirken könnte? – und über das alles glaubt man manchmal etwas unschädliches verschrieben zu haben, und bedenkt nicht, daß man doch auch dadurch noch schaden könne, weil man die Krankheit nicht kennt! –

Durchaus sollten also die Jünglinge nach vollständig erlangten Kenntnissen der Hülfswissenschaften, die Wunderarzeney aus dem Grunde studiren: denn diese enthält die zuverlässigsten Erkenntnisgründe, aus welchen man nach der Analogie auf die innern Krankheiten schließen kann; dann müßten sie mit dem Lehrer der practischen Arzneykunde, der aber selbst ein sehr guter Arzt seyn muß, am Krankenbett die Natur studiren, und dann endlich, aber man merke wohl! unter der Leitung eines geschickten Mannes, ihr höchst wichtiges Amt antreten! – Gott! wo fehlt es wohl mehr, als in der Einrichtung des Medizinalwesens, und in der dazu gehörigen Polizey? –

Diese erste Cur machte ein großes Geräusch, nun kamen Blinde, Lahme, Krüppel und unheilbare Kranke von aller Art, allein Dippels Oel half nicht allen, und für andere Schäden hatte Stilling noch kein solches Specificum gefunden; der Zulauf ließ also wieder nach, doch kam er nun in eine ordentliche Praxis, die ihm den nothwendigsten Unterhalt verschaffte. Seine Collegen fiengen indessen an

über ihn loszuziehen, denn sie hielten die Cur für Quack-
salberey und machten das Publikum ahnden, daß er ein
großer Charlatan seyn, und werden würde. Dieses vor-
läufige Gerüchte kam nun auch nach Rüsselstein ans Medi-
zinalcollegium, und brachte den Rätthen in demselben nach-
theilige Ideen von ihm bey, er wurde dahin zum Examen
gefordert, in welchem er ziemlich hergenommen wurde,
doch bestand er trotz allen Versuchen der Schikane so, daß
niemand etwas an ihm haben konnte, er bekam also das
Patent eines privilegirten Arztes.

Gleich von Anfang dieses Sommers machte Stilling be-
kannt, daß er den jungen Wundärzten und Barbiergesellen
ein Collegium über die Physiologie lesen wolle, dieses kam
zu Stande, die Herren Dinckler und Troost besuchten diese
Stunde selbst fleißig, und von der Zeit an hat er fast un-
unterbrochen Collegia gelesen, wenn er öffentlich redete,
dann war er in seinem Element, über dem Sprechen ent-
wickelten sich seine Begriffe so, daß er oft nicht Worte ge-
nug finden konnte, um alles auszudrücken, seine ganze
Existenz heiterte sich auf und ward zu lauter Leben und
Darstellung. Ich sage das nicht aus Ruhmsucht, das weiß
Gott, er hatte ihm das Talent gegeben, Stilling hatte nichts
dabey gethan, seine Freunde ahndeten oft, er würde der-
einst noch öffentlicher Lehrer werden. Dann seufzte er bey
sich selbst, und wünschte, aber er sahe keinen Weg vor
sich, wie er diese Stufe würde ersteigen können.

Kaum hatte Stilling etliche Wochen unter solchen Ge-
schäften zugebracht, als auf einmal die schwere Hand des
Allmächtigen wiederum die Ruthe zuckte und schrecklich
auf ihn zuschlug. Christine fieng an zu trauren und krank
zu werden, nach und nach fanden sich ihre fürchterlichen
Zufälle in all ihrer Stärke wieder ein, sie bekam langwierige
heftige Zuckungen, die manchmal Stunden lang dauerten
und den armen schwächlichen Körper dergestalt zusammen
zogen, daß es erbärmlich anzusehen war; oft warfen sie die
Convulsionen aus dem Bett heraus, wobey sie so schrie, daß

mans etliche Häuser weit in der Nachbarschaft hören konnte; dieses währte etliche Wochen fort, als ihre Umstände zusehends gefährlicher wurden. Stilling sahe sie für vollkommen hectisch an, denn sie hatte wirklich alle Symptomen der Lungensucht, jetzt fieng er an zu zagen und mit Gott zu ringen, alle seine Kräfte erlagen, und diese neue Gattung von Kummer, ein Weib zu verlieren, das er so zärtlich liebte, schnitt ihm tiefe Wunden ins Herz, dazu kamen noch täglich neue Nahrungssorgen, er hatte an einem solchen blühenden Handelsort keinen Credit, zudem war alles sehr theuer und die Lebensart kostbar; mit jedem Erwachen des Morgens fiel ihm die Frage wie ein Centner schwer aufs Herz, wirst du auch diesen Tag dein Auskommen finden? denn der Fall war sehr selten, daß er zween Tage Geldvorrath hatte, freylich stunden ihm seine Erfahrungen und Glaubensproben deutlich vor Augen, aber er sahe denn doch täglich noch frömmere Leute, die mit dem bittersten Mangel rungen, und kaum Brod genug hatten den Hunger zu stillen; was konnte ihn also anders trösten als ein unbedingtes Hingeben an die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters, der ihn nicht würde über Vermögen versucht werden lassen?

Dazu kam noch ein Umstand: er hatte den Grundsatz, daß jeder Christ, und besonders der Arzt, ohne zu vernünfteln, bloß im Vertrauen auf Gott wohlthätig seyn müsse; dadurch begieng er nun den großen Fehler, daß er den geheimen Hausarmen öfters die Arzneymittel in der Apotheke auf seine Rechnung machen ließ, und sich daher in Schulden steckte, die ihm hernach manchen Kummer machten; auch kam es ihm nicht darauf an, bey solchen Gelegenheiten das Geld, welches er eingenommen hatte, hinzugeben. Ich kann nicht sagen, daß in solchen Fällen innerer Trieb zur Wohlthätigkeit seine Handlungen leitete, nein! es war auch ein gewisser Leichtsin und Nichtachtung des Geldes damit verbunden; welche Schwäche des Characters Stilling damals noch nicht recht kannte, aber

endlich durch viele schwere Proben gnugsam kennen lernte. Daß er auf diese Weise eine sehr ausgebreitete Praxis bekam, ist kein Wunder, er hatte überflüssig zu thun, aber seine Mühe trug wenig ein. Christine härmte sich auch darüber ab, denn sie war sehr sparsam, und er sagte ihr nichts davon, wenn er irgend jemand etwas gab, um keine Vorwürfe zu hören, denn er glaubte gewiß, Gott würde ihn auf andre Weise dafür seegen. Sonst waren beyde sehr mäßig in Nahrung und Kleidung, sie begnügten sich blos mit dem, was der äußerste Wohlstand erforderte. Christine wurde also immer schlechter, und Stilling glaubte nun gewiß, er würde sie verlieren müssen. An einem Vormittag, als er am Bette saß und ihr aufwartete, fieng ihr der Odem auf einmal an still zu stehen, sie reckte die Arme gegen ihren Mann aus, sah ihn mit durchbohrendem Blick an, und hauchte die Worte aus: Lebe wohl – Engel – Herr erbarme dich meiner – ich sterbe! Damit starrte sie hin, alle Züge des Todes erschienen in ihrem Gesicht, der Odem stand, sie zuckte, und – Stilling stand wie ein armer Sünder vor seinem Scharfrichter, er fiel endlich über sie her, küßte sie, und rief ihr Worte des Trostes ins Ohr, allein sie war ohne Bewußtseyn; in diesem Augenblick als nun Stilling Hülfe rufen wollte, kam sie wieder zu sich selbst; sie war viel besser und merklich erleichtert. Stilling hatte bey wietem noch nicht medizinische Erfahrung genug, um alle die Rollen zu kennen, welche das schreckliche hysterische Uebel in so schwächlichen und reizbaren Körpern zu spielen pflegt; daher kams, daß er so oft in Angst und Schrecken gesetzt wurde. Christine starb also nicht, aber sie blieb noch gefährlich krank und die fürchterlichen Paroxysmen dauerten immer fort, sein Leben war daher eine immerwährende Folter und jeder Tag hatte neue Martern für ihn und seine Gattin in Bereitschaft. Gerade in dieser schweren Prüfungszeit kam ein Bote von einem Ort, der fünf Stunden weit von Schönenthal entlegen war, um ihn zu einer reichen und vornehmen

Person zu holen, welche an einer langwierigen Krankheit darnieder lag; so schwer es ihm auch ankam seine eigene Frau in diesem trübseeligen Zustand zu verlassen, so sehr fühlte er doch die Pflicht seines Amtes, und da die Umstände jener Patientin nicht gefährlich waren, schickte er den Boten wieder fort und versprach den andern Tag zu kommen; er richtete also seine Sachen darnach ein, um einen Tag abwesend seyn zu können. Des Abends um sieben Uhr schickte er die Magd fort um eine Flasche Malagga zu holen, denn mit diesem Wein konnte sich Christine erquicken; wenn sie nur einige Tropfen nahm, so fand sie sich gestärkt. Nun war aber Christinens jüngere Schwester, ein Mädchen von 13 Jahren gerade da, um die Kranke zu besuchen, diese gieng also mit der Magd fort um den Wein zu holen. Stilling empfahl den Mädchen ernstlich bald wieder zu kommen, weil noch verschiedenes zu thun und auf seine morgende Reise zuzurüsten sey, indessen geschah es nicht; der schöne Sommerabend verführte die ohnehin so leichtsinnige Magd spazieren zu gehen, daher kamen sie erst um neun Uhr nach Haus. Stilling hatte also seiner Frauen das Bett machen, und allerhand Arbeiten selbst verrichten müssen, beyde waren daher mit Recht verdrüsslich. So wie die Magd zur Thür hereintrat, fieng Stilling in einem sanften aber ernsten Ton an ihr Ermahnungen zu geben und sie an ihre Pflichten zu erinnern; die Magd schwieg still und gieng mit der Jungfer Friedenbergs die Treppe hinab in die Küche.

Nach einer kleinen Weile hörten sie beyde eine dumpfe, schreckliche und fürchterliche Stimme und zugleich das Hülfesrufen der Schwester. Die ohnehin schauerliche Abenddämmerung und dann der schreckliche Ton, machten einen solchen Eindruck, daß Stilling selbst eiskalt über den ganzen Leib wurde, die Kranke aber schrie überlaut für Schrecken. Stilling lief indessen die Treppe hinab um zu sehen was vorgieng. Da fand er nun die Magd mit fliegenden Haaren am Waschstein stehen, und wie eine Un-

sinnige jenen scheußlichen Ton von sich geben, der Geifer floß ihr aus dem Mund und sie sahe aus wie eine Furie.

Nun überlief Stillingen der Ingrim, er grif die Magd am Arm, drehte sie herum und sagte ihr mit Nachdruck: Großer Gott! was macht sie? – welcher Satan treibt sie, mich in meinen traurigen Umständen so zu martern – hat sie denn kein menschliches Gefühl mehr? – Dies war nun Oel ins Feuer gegossen, sie krisch convulsivisch, riß sich los, fiel hin, und bekam die fallende Sucht auf die schrecklichste Weise; in dem nämlichen Augenblick hörte er auch Christine die fürchterlichsten Töne ausstoßen, er lief also die Treppe hinauf und fand in der Dämmerung seine Frau in der allerschrecklichsten Lage, sie hatte alles Bettwerk herausgeworfen, und wühlte krämpfigt unten im Stroh, alle Besonnenheit war fort, sie knirschte, und die Krämpfe zogen ihr den Kopf hinterwärts bis an die Fersen. Jetzt schlugen ihm die Wellen des Jammers über dem Kopf zusammen, er lief hinaus zu den nächsten Nachbarn und alten Freunden und rief mit lautem Wehklagen um Hülfe; Männer und Weiber kamen, und suchten beyde Leidende wieder zurecht zu bringen, mit der Magd gelang es am ersten, sie kam wieder zu sich selbst, und wurde zu Bette gebracht, Christine aber blieb noch ein paar Stunden in dem betrübten Zustande, dann wurde sie still; nun machte man ihr das Bett und legte sie hinein, sie lag wie ein Schlafender, ganz ohne Bewußtseyn und ohne sich ermuntern zu können, darüber wurde es Tag, zwo Nachbarinnen blieben nebst der Schwester bey Christinen und Stilling ritt mit dem schwersten Herzen von der Welt zu seiner Patientin. Als er des Abends wiederkam, so fand er seine Frau noch in der nämlichen Betäubung, und erst des andern Morgens kam sie wieder zu sich selbst. Jetzt jagte er die boshafte Magd fort und miethete eine andere. Nun verzog sich auch das Gewitter für diesmal, Christine wurde wieder gesund, und es fand sich, daß alle diese schreckliche Zufälle Folgen einer anfangenden

Schwangerschaft gewesen waren. Den folgenden Herbst hatte sie wieder mit einer eiternden Brust zu thun, welche abermals viele schwere Umstände veranlaßte, außerdem war sie während der Zeit recht gesund und munter.

Stillings häusliches Leben hatte also in jeder Rücksicht einen schweren kummervollen Anfang genommen. In seiner ganzen Lage war gar nichts angenehmes, als die Zärtlichkeit, womit ihn Christine behandelte; beyde liebten sich von Herzen und ihr Umgang mit einander war ein Muster für Eheleute. Doch machte ihm auch die überschwengliche Liebe seiner Frauen zuweilen recht bittere Stunden, denn sie artete öfters in Eifersucht aus; indessen verlor sich diese Schwachheit in den ersten paar Jahren ganz. Im übrigen aber war Stillings ganze Verfassung dem Zustand eines Wanderers ähnlich, der in der Nacht durch einen Wald voller Räuber und reißender Thiere reist, und sie von Zeit zu Zeit nah um sich her rauschen und brüllen hört. Ihn quälten immerwährende Nahrungssorgen, er hatte wenig Glück in seinem Beruf, wenig Liebe bey dem Publikum, unter welchem er lebte und also keinen tröstenden Umgang, niemand flößte ihm Muth ein, denn die es gekonnt hätten, kannten ihn und er sie nicht, und die ihn und seine Lage kannten und bemerkten, verachteten ihn, oder er war ihnen gleichgültig. Kam er zuweilen nach Rosenheim, so durfte er nichts sagen, um keine Sorgen zu erwecken, denn Herr Friedenberg war nun für das Capital, mit welchem er studirt hatte, Bürge geworden; so gar seiner Christine mußte er seinen Kummer verbergen, denn ihr zärtliches Gemüth hätte ihn nicht mit ihm tragen können, er mußte ihr also noch Muth einsprechen, und ihr die beste Hofnung machen.

Mit Stillings Beruf und Krankenbedienug war es überhaupt eine sonderbare Sache: so lange er unbemerkt, unter den Armen und unter dem gemeinen Volk wirkte, so lange that er vortrefliche Curen, fast alles gelang ihm, so bald er aber einen Vornehmen, auf den viele Augen gerichtet

waren, zu bedienen bekam, so wollte es auf keinerley Weise fort, daher blieb sein Wirkungskreis immer auf Leute, die wenig bezahlen konnten, eingeschränkt. Doch läßt sich dieser seltsam scheinende Umstand leicht begreifen: Seine ganze Seele war System, alles sollte ihm nach Regeln gehen, daher hatte er gar keine Anlage zu der feinen und erlaubten Charlatanerie, die dem practischen Arzt, der etwas verdienen und vor sich bringen will, so nöthig ist; wenn er also einen Kranken sahe, so untersuchte er seine Umstände, machte alsdann einen Plan, und verfuhr nach demselben. Gelung ihm sein Plan nicht, so war er aus dem Feld geschlagen, nun arbeitete er mit Verdruß und konnte sich nicht recht helfen. Bey gemeinen und robusten Körpern, in welchen die Natur regelmäßiger und einfacher würkt, gelang ihm seine Methode am leichtesten, aber da wo Wohlleben, feinere Nerven, verwöhnte Empfindung und Einbildung mit im Spiel waren und wo die Krankenbedienunng aus hunderterley Arten von wichtig scheinender Geschäftigkeit zusammengesetzt seyn mußte, da war Stilling nicht zu Haus.

Dies alles flößte ihm allmählig einen tiefen Widerwillen gegen die Arzneykunde ein, und bloß der Gedanke: Gott habe ihn zum Arzt bestimmt, und er werde ihn also nach und nach in seinem Beruf glücklich machen, erhielt seine Seele aufrecht, und in unermüdeten Thätigkeit. Aus diesem Grunde faßte er schon im ersten Sommer den riesenmäßigen Entschluß, so lange zu studiren und nachzudenken bis er in seinem Beruf zur mathematischen Gewißheit gebracht hätte; er kam auch bey dieser mühseligen Arbeit auf wichtige Spuren und er entdeckte viele neue philosophische Wahrheiten, allein je weiter er forschte, desto mehr fand er, daß er immer unglücklicher werden würde, je mehr Grund und Boden er in seinem Beruf fände; denn er sahe immer mehr ein, daß der Arzt sehr wenig thun, also auch wenig verdienen könne; darüber wurde seine Hofnung geschwächt, die Zukunft vor seinen

Augen dunkel, gerade wie einem Wanderer, den auf unbekanntem gefährlichen Wege ein dusterer Nebel überfällt, so daß er keine zehen Schritte vor sich weg sehen kann. Er warf sich also blindlings in die Vaterarme Gottes, hoftete wo nichts zu hoffen war, und pilgerte seinen Weg sehr schwermüthig fort.

Darf ichs sagen, Freunde! Leser! daß Stilling bey dem allen ein glückseeliger Mann war? – Was ist denn Menschenbestimmung anders als Vervollkommung der Existenz, um Glückseligkeit um sich her verbreiten zu können? – Gott- und Christusähnlichkeit ist das stralende Ziel, das wie Morgenglanz dem Sterblichen von Jugend auf entgegen glänzt; allein wo ist der Knabe, der Jüngling, der Mann, bey dem Religion und Vernunft so viel Uebergewicht über die Sinnlichkeit haben, daß er nicht sein Leben durch, im Genuß verträumt, und seiner Bestimmung, jenes erhabenen Ziels vergißt? – deswegen ist es ein unschätzbares Glück, wenn ein Mensch von Jugend auf zum völligen Vertrauen auf Gott angewiesen und er dann auch von der Vorsehung in die Lage gesetzt wird, dieses Vertrauen üben zu müssen; dadurch wird seine Seele geschmeidig, demüthig, gelassen, duldend, ohne Unterlaß wirksam, sie kämpft durch Leiden und Meiden und überwindet alles; kein Feind kann ihr wesentlich schaden, denn er streitet gegen ihn mit den Waffen der Liebe, diesen aber widersteht niemand, so gar die Gottheit kann durch Liebe überwunden werden. Das war Stillings Fall – der Weise muß ihn also glücklich schätzen, ob sich gleich schwerlich jemand in seine Lage wünschen wird.

[...]

Im folgenden Frühjahr, als er an einem Sonnabend auf ein benachbartes Dorf ritt, welches anderthalb Stunden von Schöenthal liegt, um Kranke zu besuchen und den ganzen Tag Häuser und Hütten durchkrochen hatte, so kam am Abend eine arme junge wohlgestaltete Frau über die

Straße hergestiegen, sie war blind, und ließ sich führen; nun hatte Stilling noch immer einen vorzüglichen Ruf in der Heilung der Augen-Krankheiten, er stand vor der Thür des Wirtshauses neben seinem Pferde, und wollte eben aufsteigen. Nun fing die arme Frau an:

„Wo ist der Herr Doctor?“

Hier! was will sie, gute Frau?

„Ach sehen Sie mir doch einmal in die Augen, ich bin schon etliche Jahre blind, habe zwey Kinder, die ich noch nicht gesehen habe, mein Mann ist ein Tagelöhner, sonst half ich uns mit Spinnen ernähren, nun kann ich das nicht mehr, und mein Mann ist recht fleißig, aber er kanns doch allein nicht zwingen, und da gehts uns sehr übel, ach sehen Sie doch, ob Sie mir helfen können!“

Stilling sahe ihr in die Augen und sagte: sie hat den grauen Staar, ihr könnte vielleicht geholfen werden, wenn sich ein geschickter Mann fände, der sie operirte.

„Verstehen Sie das denn nicht? Herr Doctor!“

Ich verstehe das wol, aber ich habs noch nie an lebendigen Personen probirt.

„O so probiren Sie es doch an mir!“

Nein, liebe Frau, das probire ich nicht, ich bin zu furchtsam dazu, es könnte mißlingen, und dann müste sie immer blind bleiben, es wär ihr nicht zu helfen.

„Wenn ich es aber nun wagen will? – Sehen Sie, ich bin blind, und werde nicht blinder als ich bin, vielleicht seegnet Sie unser Herr Gott, daß es geräth, operiren Sie mich!“

Bey diesen Worten überlief ihn ein Schauer, Operationen waren seine Sachen nicht, er schwang sich also aufs Pferd und sagte: Großer Gott! lasse sie mich in Ruhe, ich kann – ich kann sie nicht operiren.

„Herr Doctor! Sie müssen; es ist Ihre Schuldigkeit: Gott hat Sie dazu berufen, den armen Nothleidenden zu helfen, so bald Sie können, nun können Sie aber den Staar operiren, ich will der erste seyn, wills wagen, und ich verklage Sie am jüngsten Gericht, wenn Sie mir nicht helfen.“

Das waren nun Dolche in Stillings Herz, er fühlte, daß die Frau Recht hatte, und doch hatte er fast eine unüberwindliche Furcht und Abneigung gegen alle Operationen am menschlichen Körper, denn er war auf der einen Seite zu zärtlich, zu empfindsam, und auf der andern auch zu gewissenhaft, um das lebenslängliche Glück eines Menschen so aufs Spiel zu setzen. Er antwortete also kein Wort mehr und trabte fort, unterwegs kämpfte er erschrecklich mit sich selbst, allein das Resultat blieb immer, nicht zu operiren. Indessen ließ es die arme Frau nicht dabey bewenden, sie ging zu ihrem Prediger.

Warum soll ich ihn nicht nennen – den edlen Mann, den auserwählten unter tausenden, den seeligen Theodor Müller? – er war der Vater, der Rathgeber aller seiner Gemeinds-Glieder, der kluge, sanfte, unaussprechlich thätige Knecht Gottes, ohne Pietist zu seyn; kurz, er war ein Jünger Jesus im vollen Sinn des Worts. Sein Principal forderte ihn früh ab, gewiß um ihn über viel zu setzen. Lavater besang seinen Tod, die Armen beweinten, und die Reichen betrauerteten ihn. Heilig sey mir dein Rest; du Saamkorn am Tage der Wiederbringung!

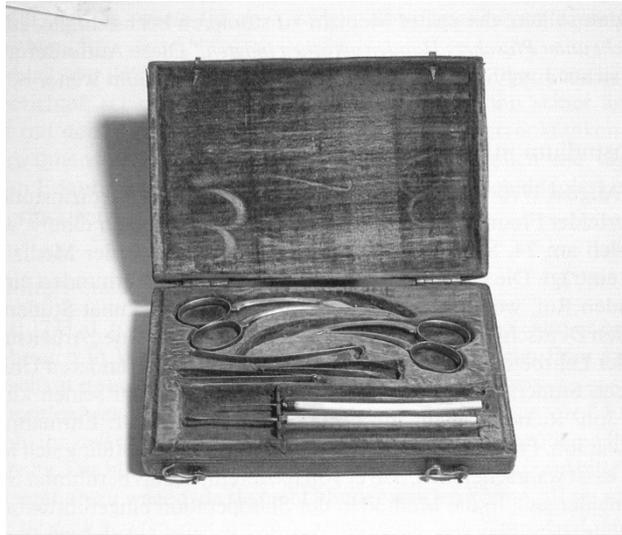
Diesem edlen Manne klagte die arme Blinde ihre Noth und sie verklagte zugleich den Doctor Stilling; Müller schrieb ihm daher einen dringenden Brief, in welchem er ihm alle die glücklichen Folgen vorstellte, welche diese Operation nach sich ziehen würde, im Fall sie gelänge, dagegen schilderte er ihm auch die unbeträchtliche Folgen, im Fall des Mislingens. Stilling lief in der Noth seines Herzens zu Dinckler und Trost, beyde riethen ihm ernstlich zur Operation, und der erste versprach sogar mitzugehen und ihm beizustehen; dies machte ihm einigen Muth und er entschloß sich mit Zittern und Zagen dazu.

Zu dem allen kam noch ein Umstand, Stilling hatte die Ausziehung des grauen Staars bei Lobstein zu Strasburg vorzüglich gelernt, sich auch bey Bogner die Instrumente machen lassen, denn damals war er willens, diese vor-

treffliche und wohlthätige Heilung noch mit seinen übrigen Augen-Curen zu verbinden; als er aber selbst practischer Arzt wurde und all das Elend einsehen lernte, welches auf mißlungene Krankenbedienug folgte, so wurde er äußerst zaghaft, er durfte nichts wagen, daher vergieng ihm alle Lust, den Staar zu operiren, und das alles war auch eine Hauptursache mit, warum er nicht so viel ausrichten konnte, wenigstens nicht so viel auszurichten schiene, als andre seiner Collegen, die alles unternahmen, fortwürkten, auch manchmal erbärmlich auf die Nase fielen, sich aber doch wieder aufrasteten und bey alle dem weiter kamen, wie er.

Stilling schrieb also an Müllern, daß er den und den Tag mit Herrn Doctor Dinckler kommen würde, um die Frau zu operiren; beyde machten sich demnach des Morgens auf den Weg und wanderten nach dem Dorfe hin; Dinckler sprach Stillingen allen möglichen Muth ein, aber es half wenig. Sie kamen endlich im Dorf an, und gingen in Müllers Haus, auch dieser sprach ihm Trost zu, und nun wurde die Frau nebst dem Wundarzt geholt, der ihr den Kopf halten mußte; als nun alles bereit war und die Frau saß, so setzte sich Stilling vor ihr, mit Zittern nahm er das Staarmesser und drückte es am gehörigen Ort ins Auge; als aber die Patientin dabey, wie natürlich ist, etwas mit dem Odem zuckte, so zuckte Stilling auch das Messer wieder heraus, daher floß die wässerichte Feuchtigkeit durch die Wunde die Wange herunter, und das vordere Auge fiel zusammen. Stilling nahm also die krumme Scheere und brachte sie mit dem einen Schenkel glücklich in die Wunde und nun schnitte er ordentlich unten herum, den halben Zirkel, wie gewöhnlich, als er aber recht zusah, so fand er, daß er den Stern oder die Regenbogenhaut mit zerschnitten hatte; er erschrack, aber was war zu thun? – er schwieg still und seufzte. In dem Augenblick fiel die Staarlinse durch die Wunde über den Backen herunter und die Frau rief in höchster Entzückung der Freude: O Herr Doctor, ich sehe Ihr Gesicht, ich sehe Ihnen das Schwarze in den Augen.

Alles jubilirte, Stilling verband nun das Auge, und heilte sie glücklich, sie sahe mit dem Auge vortreflich; einige Wochen nachher operirte er auch das andre Auge mit der linken Hand, jetzt gings ordentlich, denn nun hatte er mehr Muth, er heilte auch dieses und so wurde die Frau wieder vollkommen sehend. Dieses gab nun einen Ruf, so daß mehrere Blinde kamen, die er alle der Reihe nach glücklich operirte; nur selten mislung ihm einer. Bey allem dem war das doch sonderbar; diese wichtige Curen trugen ihm selten etwas ein, die mehresten waren arm, denn diese operirte er umsonst, und nur selten kam jemand, der etwas bezahlen konnte, seine Umstände wurden also wenig gebessert. So gar nahmen viele dadurch Anlaß, ihn mit Operateurs und Quacksalbern in eine Classe zu setzen. Gebt nur acht! sagten sie, bald wird er anfangen von Stadt zu Stadt zu ziehen und einen Orden anzuhängen!
[...]



Starbesteck Jung-Stillings (Siegerlandmuseum Siegen)

Im Anfang des 1778sten Jahres machte er abermal seine Rechnung, und fand zu seinem grösten Entsetzen, daß er das verflossene Jahr, noch tiefer in Schulden gerathen war, als vorhin; zudem fingen einige seiner Creditoren an zu drohen, und es schien nun mit ihm aus zu seyn; dazu kam noch ein Umstand: er hatte die Subscription auf die Werke der staatswirthschaftlichen Gesellschaft übernommen und Geld empfangen, er war also auch an Herrn Eisenhart acht und zwanzig Gulden schuldig geworden, die er nicht bezahlen konnte; auch da soll ich zu schanden werden! sagte er zu sich selbst. – In der grösten Angst seines Herzens lief er auf seine Kammer, warf sich vor Gott hin, und betete lange mit einer Inbrunst ohne Gleichen, dann stand er auf, setzte sich und schrieb einen Brief an Eisenharten, worinnen er ihm seine ganze Lage entdeckte, und ihn bat, noch eine Weile Gedult mit ihm zu haben, bald darauf erhielt er Antwort: Eisenhart schrieb ihm, er möchte der acht und zwanzig Gulden nur mit keinem Wort mehr gedenken, er habe geglaubt, es ginge ihm wohl, und die medizinische Praxis sey seine Freude, da er aber nun das Gegentheil sähe, so schlug er ihm vor, ob er nicht Lust habe, einen Lehrstuhl der Landwirthschaft, Technologie, Handlung und Vieharzeneykunde, auf der neu gestifteten Cameral-Akademie zu Rittersburg anzunehmen? zween Lehrer seyn schon da, der eine lehre die Hülfswissenschaften, Mathematik, Naturgeschichte, Physik und Chymie, und der andere Polizey, Finanz und Staatswirthschaft; das Gehalt sey sechshundert Gulden, und die Collegien-Gelder möchten auch leicht zwey bis dreyhundert Gulden betragen; zu Rittersburg sey es wohlfeil zu leben, und er getraue sich, den Churfürsten leicht dahin zu bewegen, daß er ihn berüfe u. s. w.

Leser, stehe still und thue einen Blick in Stillings ganzes Wesen – nach dem Lesen dieses Briefes. – Wie wenn nun dem Wanderer, dessen schrecklichen Felsenpfad ich oben beschrieben habe, da, wo der Weg vor ihm ausgeht, links

eine Thür geöffnet würde, durch welche er einen Ausweg in blühende Gefilde fände, und in der Ferne vor sich eine glänzende Wohnung, eine Heymath sähe, die für ihn bestimmt wäre! wie würde ihm seyn? – und gerade so war jetzt Stilling zu Muth; er saß wie betäubt, Christine erschrock, schauete über seine Schulter und las; sie schlug ihre Hände zusammen, sank auf einen Stuhl, weinte laut und lobte Gott.

Endlich ermannte er sich, der Glanz des Lichts hatte ihn geblendet, er schauete nun mit starrenden Augen durch die geöffnete Thür in die glänzende Zukunft, und beobachtete, sahe – und sahe seine ganze Bestimmung. Von Jugend auf waren öffentliche Reden, Vortrag und Declamation, seine größte Freude gewesen, und immer hatte er vielen Beifall genossen; Brust und Stimme, alles war zum öffentlichen Vortrag geschaffen. Nie hatte er sich aber die entfernteste Hofnung machen können, je Professor zu werden, ob es gleich sein höchster Wunsch war: denn in der Arzeneykunde hatte er weder Glück noch Ruf, und beydes wird doch zu dem Zweck erfordert, und sonst ließ sich kein bekanntes Fach denken, in dem er hätte angestellt werden können. Aber was ist denn der Vorsehung unmöglich? – Sie schuf ihm ein neues noch wenig bearbeitetes Feld, wo er genug zu thun fand. Er überschauete seine Kenntnisse, und fand, zu seinem äußersten Erstaunen, daß er unbemerkt, von der Wiege an zu diesem Beruf gebildet worden: unter Bauersleuten erzogen, hatte er die Landwirthschaft gelernet, und alle Arbeiten vielfältig selbst verrichtet, wer kann sie besser lehren, als ich? dachte er bey sich selbst; in den Wäldern, unter Förstern, Kohlenbrennern, Holzmachern u. d. g. hatte er lange gelebt, er kannte also das practische des Forstwesens ganz; von Jugend auf mit Bergleuten aller Art, mit Eisen- Kupfer- und Silber-Schmelzern, mit Stab- und Stahl- und Osemund-Schmieden und Drathziehern umgeben, hatte er diese wichtige Fabriken aus dem Grund kennen gelernt; nach der Hand auch bei Herrn Spanier

sieben Jahr lang Güter und Fabriken verwaltet, und dabey die Handlung in allen ihren Theilen gründlich begriffen, und alles ausgeübt; und damit es ihm auch sogar an den Grund- und Hülfswissenschaften nicht fehlen möchte, so hatte ihn die Vorsehung sehr weislich zum Studium der Arzneykunde geleitet, weil da Physik, Chymie, Naturgeschichte u. d. g. unentbehrlich sind; und wirklich hatte er auch diese Wissenschaften, und von jeher die Mathematik, mit großer Vorliebe besser durchgearbeitet, als alles andere; so gar in Strasburg schon ein Collegium über die Chymie gelesen; auch die Vieharzneykunde war ihm, als practischen Arzt, leicht. Endlich hatte er sich in Schöenthal mit allen Arten von Fabriken bekannt gemacht; denn es hatte von jeher ein unwiderstehlicher Trieb in ihm gewaltet, alle Gewerbe bis auf den Grund kennen zu lernen, ohne zu wissen warum? im Collegienlesen hatte er sich über das alles bis daher ununterbrochen geübt, und jetzt ist es Zeit, daß ich noch einer Sache gedenke, von welcher ich, ohne mich lächerlich zu machen, bis daher nichts sagen konnte, die aber äußerst wichtig ist: Stilling war von Jugend auf ein außerordentlicher Freund der Geschichte gewesen, und auch ziemlich darin bewandert, er hatte also von Regieruns-Sachen gute Kenntnisse gesammelt. Dazu kamen noch Romanen von allerley Gattung, und vorzüglich politische, wodurch sich in seiner Seele ein Trieb bildete, den niemand entdeckte, weil er sich desselben schämte; Lust zu regieren, überschwenglicher Hunger, Menschen zu beglücken, wars, was ihn drung, er hatte geglaubt, letzteres als practischer Arzt zu können, aber nichts in diesem Fach genügte ihm. Morgenthau's Geschichte war aus dieser Quelle geflossen. Jetzt denke man sich einen Mann, ohne Geburt, ohne Rang, ohne die mindeste Hofnung, je Staats-Aemter bedienen zu können, und dann jenen leidenschaftlichen Hunger. Aber jetzt – jetzt schmolz diese Masse von Unregelmäßigkeit in den Strom seiner künftigen Bestimmung hinein; Nein! Nein! ich wollte auch ja nicht

selbst Regent seyn, rief er laut, als er allein war, aber Regenten- und Fürsten-Diener, Volksbeglucker bilden, das wars und ich wuste es nicht. Wie ein Sünder der Verdammung flieht, dem nun der Richter Gnade winkt, und ihn aus dem Staub erhebt, hinsinkt, und unaussprechlichen Dank stammelt, so versunk Stilling vor Gott, und stammelte unaussprechliche Worte. Auch Christine war überschwenglich froh, sie sehnte sich fort aus ihrer Lage, hin, in ein Land, das sie nicht kannte.

Sobald sich der Tumult in seiner Seele gestillt hatte, und er nun ruhig geworden war, so traten ihm alle seine Schulden unter die Augen, kaum konnte er den Wirrwar übersehen, Wie kommst du aber hier weg, ohne zu bezahlen? dies war ein harter Knoten. Doch ermannte er sich, denn er war zu sehr von seiner Bestimmung überzeugt, als daß er nur im geringsten hätte zweifeln können; er schrieb also an Eisenhart: daß ihm der Lehrstuhl in Rittersburg sehr angenehm wäre, und daß er sich der Stelle gewachsen fühlte, indessen würden ihn seine Creditoren nicht ziehen lassen, er fragte an, ob man ihm nicht ein gewisses Capital vorschiesse könnte? er wolle sein Gehalt verschreiben, und jährlich ein paar hundert Gulden, nebst der Interesse, darauf abtragen, dies wurde ihm aber rundaus abgeschlagen, dagegen tröstete ihn Eisenhart, daß sich seine Gläubiger wol würden zufrieden geben, wenn sie nur einmal sähen, daß er Mittel hätte, sie mit der Zeit befriedigen zu können. Indessen wußte das Stilling besser, sein persönlicher Credit war allzusehr geschwächt, achthundert Gulden wenigstens mussten bezahlt werden, sonst ließ man ihn nicht ziehen; doch er faßte unüberwindlichen Muth, und hoffte, wo nichts zu hoffen war.

Nun verschwieg er diesen Vorfall keineswegs, er erzählte ihn seinen Freunden, und diese erzählten ihn wieder; es gab also ein allgemeines Stadtgeschwätz, der Doctor Stilling sollte Professor werden; nichts war nun den Schönenthalern lächerlicher, als das – Stilling Professor! – wie kommt der

dazu? – er versteht ja nichts, das ist klare Windbeuteley, er erdichtet das, blos um sich groß zu machen u. s. w. Während der Zeit ging aber alles seinen Gang fort: der Academische Senat in Rittersburg wählte Stillingen zum ordentlichen öffentlichen Professor der Landwirthschaft, Technologie, Handlung und Vieh-Arzneykunde, und schlug ihn dem Churfürsten vor, die Bestätigung erfolgte und es fehlte also nichts weiter, als die förmliche Vocation. Daß sich dieses alles bis in den Sommer hinein verzog, ist natürlich.

Jetzt entzog er sich allmählich seinem bisherigen Beruf; außer einigen wohlhabenden Staarpatienten, die ihm das nöthige Auskommen verschafften, that er fast nichts mehr in der Medizin, und er widmete sich nun ganz seiner künftigen ihm so sehr angenehmen Bestimmung. Alle seine staatswirthschaftlichen Kenntnisse lagen in seiner Seele, wie ein verworrenes Chaos durcheinander, als künftiger Lehrer musste er aber alles in ein System bringen, nichts war ihm leichter, als das, denn seine ganze Seele war System; das staatswirthschaftliche Lehrgebäude entwickelte sich also vor seinen Augen ohne Mühe, und er betrachtete das herrliche Ganze mit innigstem Vergnügen. Ich verweise meine Leser auf seine herausgegebene vielfältige Schriften, um sie hier nicht mit gelehrten Abhandlungen aufzuhalten.

Über diesen angenehmen Beschäftigungen verfloß der Sommer, der Herbst rückte heran, und er erwartete von einem Tag zum andern seinen Beruf. Allein was geschah? – in der ersten Septemberwoche erhielt er einen Brief von Eisenhart, der die ganze Sache wieder gänzlich vernichtete. – Bey dem Zug des Churfürsten nach Bayern war das Project entstanden, die Cameralakademie nach Mannheim zu verlegen; hier waren nun Männer von allerhand Gattung, welche Stillings Lehrstuhl bekleiden sollten und konnten. Eisenhart beklagte sich und ihn, allein es war nicht zu ändern.

Jetzt war sein Zustand völlig unbeschreiblich: er und sein armes Weib saßen beysammen auf ihrem Kämmerlein und weinten in die Wette; nun schien alles verloren zu seyn! er konnte sich lang nicht besinnen, nicht erholen, so betäubt war er. Endlich warf er sich hin vor Gott, demüthigte sich unter seine gewaltige Hand, und übergab sich, sein Weib und seine zwey Kinder an die väterliche Leitung des Allgütigen, und beschloß nun, ohne das geringste Murren, wieder zur practischen Medizin überzugehen, und alles zu dulden, was die Vorsehung über ihn verhängen würde. Nun fing er wieder an auszugehen, Freunde und Bekannte zu besuchen, und ihnen sein Unglück zu erzählen; seine Praxis spann sich wieder an, und es hatte das Ansehen, als wenns ihm besser gehen sollte, wie vorher. Er ergab sich also ganz und war ruhig.

Den Kennern der göttlichen Wege wird ohne mein Erinnern bekannt seyn: daß dies alles genau Methode der Vorsehung ist: Stilling war mit Leidenschaft und unreiner Begierde dem Ziel entgegen gelaufen, es hatte sich Stolz, Eitelkeit, und wer weiß nicht was alles, mit eingemischt, in dieser Verfassung wär er mit brausendem Empordrang nach Rittersburg gekommen, und gewiß nicht glücklich gewesen. Es ist Maxime der ewigen Liebe, daß sie ihre Zöglinge geschmeidig und ganz in ihren Willen gelassen macht, ehe sie weiter geht. Für jetzt glaubte Stilling also fest, er solle und müsse Arzt bleiben, und seine Ergebung und Gelassenheit ging so weit, daß er die Vocation so gar nicht mehr wünschte, sondern ganz gleichgültig war. Gerade so gings ihm auch ehemals, als ihm sein Handwerk so zuwider war; er eilte mit Ungestüm von Schauberg weg und zu Herrn Hochberg; wie erbärmlich es ihm da erging, das hab ich in seiner Wanderschaft beschrieben; nun kam er zum seeligen Meister Isaac, war ruhig und wollte gern Handwerksmann bleiben, so daß ihn Herr Spanier aus seinem Stand herausnöthigen muste.

Die Schöenthaler bliesen indessen wieder wacker Allarm, denn nun war es ausgemacht, daß die ganze Sache Stillings Erfindung, und blos aus Eitelkeit ersonnen gewesen war; das focht ihn aber wenig an, die Gewohnheit hatte ihn abgehärtet, er sah und hörte so etwas nicht mehr; tief ergeben in Gottes Willen, lief er vom Morgen früh, bis des Abends spät, zwischen seinen Kranken, und Christine rüstete sich auf den Winter, indem sie, nach ihrer Gewohnheit, allerhand Gemüse einmachte, das Haus ausweißen und repariren ließ u. s. w.

Nun kam acht Tage vor Michaelis plötzlich und unerwartet seine Vocation; ruhig und ganz ohne Ungestüm empfing er sie – doch war ihm innig wohl, er und seine Gattin lobten Gott, und sie fingen an sich zum Abzug und zur weiten Reise zu rüsten. Die Cameral-Academie blieb nun zu Rittersburg, weil sich zu viele Schwierigkeiten, bey ihrer Versetzung, gefunden hatten.

4. Staats- und Finanzwissenschaft

Jubelrede über den Geist der Staatswirthschaft

Die Sonne des hundertjährigen Tages naht dem Ozean der Ewigkeit. – Der Allherrscher hat fast wiederum ein Tagewerk vollendet. – Er erfüllt sein hohes Orakel: *am Abend wirds licht werden!* Und unsere erhabene Mutter *Ruperta* sitzt mit verjüngter Kraft im Zirkel ihrer Söhne, Pflégkinder, Gönner und Freunde – ihr Alter ist wie ihre Jugend!! Der große goldne *Zeiger* an ihres Tempels Zinnen hat nun viermal seinen weiten Kreis durchlaufen, und sie freut sich im Jubel des kommenden Tages. Ihr und unser *fürstlicher Vater* ruht im Schoß des Friedens, und *Sein* silber-lockigtes Haupt umglänzt *Apolls* Strahlenkrone, die *Er* sich um die Pfälzer Musen rühmlich erworben hat. – *Er* lächelt uns Gnade zu, und durch *Seine* fürstliche Milde können wir unserer großen Erzeugerin hohes Fest feierlich begehen – *feierlich* in mancher Rücksicht!!! –:

In vorigen Zeiten waltete die Intoleranz mit verbundenen Augen und mit der Fackel in der Hand zwischen unsern Lehrstühlen. – Brüder tobten gegen Brüder in eigenen Eingeweiden! – Aber nun ließ sich die Duldung, der ewigen Liebe schönstes Kind, aus der purpurnen Morgenröte zu uns nieder –: *wir haben ihr alle gehuldigt, und wir freuen uns hoch unserer neuen Freundin* –. Dies allein ist des höchsten Jubelfestes würdig!!!

Vor etwas mehr als hundert Jahren wankte auf unserm Fürstenstuhl der letzte fast erstorbene Zweig des hohen *Pfalz-Simmerischen* Hauses*. – Wie eine Abendsonne, die sich in aufsteigende Gewitter senkt, und die mit ihren schwachen Strahlen nicht mehr die Wolkengebirge durchzudringen und zu zerteilen vermag – trauerte er der

* Kurfürst Karl starb 1685, und Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg präsiidierte bei dem Jubiläum.

nahen Erlöschung entgegen. – Der Glanz seines Hauses erlebte im ewigen Westen. – Nie sah es die Morgenröte wieder.

Eben dieses traurige Schicksal drohte uns noch vor wenigen Monaten!!! Fast wäre abermal mit dem achtzehnten Jahrhundert die Hoffnung der Pfälzer erloschen. – Aber – Dank! innigen Dank!! dem großen Erbarmer! – Er beschenkte uns neulich mit doppeltem Segen. – Gott lasse dieser teuren Prinzen Enkel oder Nachkommen des hohen Kurhauses heute über hundert Jahre an der Spitze unserer Nachfolger – wemns möglich ist – ein noch freudigeres Jubiläum feiern!! Jetzt jauchzen *Bayern*, die *Pfalz* und der *Nieder-Rhein*. Und das gesamte Freuden-Getöse, mit dem unseren vereinigt, ist Dem ein süßer Geruch, der Sonnen wie elektrische Funken aus dem Chaos lockt und dem Würmchen, dem ein Samkorn eine Welt ist, Lebenskräfte in seine Muskeln haucht.

Heute vor hundert Jahren heulte das Brüllen des Streit-horns in den sanften Harfenton der Pfälzer-Musen vom *Vogesus* herüber! – Auf seinem Gipfel stand der Würgengel und reckte Schwert und Fackel über unsere Gefilde und Hütten!!! – Unsere Väter – sahen ihn – zitterten – und bange Ahnung verstimmte jeden Gesang der Freude! – Bald darauf kochten Bäche Bluts im Brausen verheerender Flammen – und noch steht der Greuel der Verwüstung auf unserem Fürstehügel an heiliger Stätte.

Aber jetzt – jetzt blicken wir auf zum Menschenvater. – Friede strahlt aus Seinen Augen, und die Rute des Zorns liegt zerbrochen vor Seinem Fußschemel. – Kein Mißklang stört unsere Chöre, und unser Jubiläum ist ein Fest des Friedens!

Noch eins verherrlicht unsere Freudentage um ein Großes.

Zum erstenmal sitzt die Muse der Staatswirtschaft wie eine junge Huldgöttin zwischen ihren vier Schwestern!!! – *Vater Carl Theodor* erzog sie in dem einsamen, stillen, waldumkränzten *Lautern* und nun gerade vor zwei Jahren

gab Er ihr einen festen dauerhaften Sitz auf unserm Parnaß!
– Auch sie nimmt den wärmsten Anteil an *Rupertens*
Jubelfeier, deren Glück ja auch ganz das ihrige ist.

Hier – Erlauchte und Hochansehnliche Versammlung! –
hier erhebt sich mein Flug – Denn meine heutige feierliche
Rede ist meiner jungen Muse gewidmet. – Ich will ihren
Charakter schildern. – Sie muß ihre Ahnenprobe machen –
und beweisen: daß sie *mit Recht* zwischen ihren eisgrauen
Schwestern, den ältesten in Deutschland Platz genommen
habe! –

Lang saß die gesetzgebende Gewalt bloß mit *einem* Arm
versehen auf ihrem Thron. Oft führte sie in ihrer einzigen
Hand ein von Menschenblut rauchendes Schlachtschwert!!

– Oder wenn sie dieses in die Scheide steckte, so hielt sie
unerbittlich die Waage des Rechts und Unrechts! – Jede
Beglückung war *Gnade*, nicht *Pflicht*! – Noch war die
heilige Stimme der Wahrheit nicht zu ihrem Ohr ge-
drungen, daß extensive Wirkung, nämlich Eroberungen zu
machen, weit weniger die Staaten beglücke, als intensive! –
welche nur darauf ausgeht, den Raum, den die Vorsehung
dem Regenten auf Gottes Erdboden angewiesen hat, mit
beschäftigten glücklichen Menschen auszufüllen. – Sieg und
prompte Gerechtigkeitspflege machten das höchste Ideal
eines Fürsten aus. Alle seine Diener waren entweder Krieger
oder Rechtsgelehrten, – und der Glanz der Ehre strahlte
nur von Narben und wohlausgeführten Streithändeln.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich der Grad der Ehre
verhalte wie die Nähe bei dem Thron!! – Wenn nun von
diesem Mittelpunkt der Engel der Beglückung ausgeht, der
Untertanen Wohl befördert und das Horn des Überflusses
über sie ausschüttet, so fallen auch Sterne und Ordens-
bänder auf den herab, der sich in diesem Geschäfte zum
wohlthätigen Werkzeug gebrauchen läßt! – Und die ruhm-
würdige Ehrliche strebt auch nun dahin, dem Landmann
Stall und Scheuern, dem Handwerker und Fabrikanten
seine Werkstätte und dem Handelsmann seine Kasse zu

Quellen des Segens für Fürsten und Völker zu machen. Die Muse der Staatswirtschaft, diese huldvolle Göttin, begab die gesetzgebende Gewalt mit dem anderen Arm. – Jener schützt! – dieser segnet! – Aber sie schafft keinen *Briareus*, der mit hundert Köpfen und Händen vom Kabinett bis in die Ratsstube des Landbeamten allgewaltig und eigenmächtig wirken will!!! – Ein solcher Fürst hindert mehr als er fördert – und wird wider seinen Willen ein Despot.

Lassen Sie mich, verehrungswürdige Zuhörer, lassen Sie mich den Geist dieses wohltätigen Wesens schildern! Ich will von ihrem *Werden* anfangen und sie bis zu ihrer *Ausbildung* begleiten. Ihre kurze Geschichte wird sie ganz in ihrer Strahlengestalt darstellen.

England, durch die unselige Eifersucht der Häuser *York* und *Lancaster* zerrüttet und geschwächt, empfand das Übergewicht des mit amerikanischen Reichtümern angefüllten Spaniens und seiner verbündeten Nachbarn. – Unter seiner Regentin *Elisabeth* erwachte zuerst der Geist der Staatswirtschaft. – Man bediente sich der weisesten Maßregeln, um ein Land, dem der Ozean Grenzen gesetzt hat, die durch die wildeste Eroberungs-Sucht nicht verrückt werden können, *intensive* stärker zu machen. Hier sah man bald, was dieser göttliche Genius gleich in seinem Entstehen vermochte! – Noch gar nicht ausgebildet, gleichsam als Knabe, führte er die britische Monarchie auf eine Stufe, von welcher sie allen ihren Nachbarn Trotz bieten konnte.

Der eigentliche Zeitpunkt des Aufkeimens der Staatswirtschaft in *Deutschland* fällt in die ersten Jahre nach dem Westphälischen Friedensschluß – : Die Italienischen, Spanischen und Französischen älteren Schriften wurden allmählich bei uns bekannt. Man fand darin mehr Anwendbares und Verfeinertes als in dem Kapitel der POLITICORUM des *Aristotelis*. – Das mit Schwert und Feder bestrittene große National-Interesse nebst dem allgemein herrschenden, durch Krieg und Verheerung entstandenen

Mangel erweckten den erschlafften und eingeschlummerten deutschen Geist. In der Menge der damaligen Streitschriften und fliegenden Blätter liegen herrliche Keime: stark gesagte und tief gedachte Wahrheiten.

In der besonderen Anwendung auf Regentenrecht und -Pflicht, Länderverwaltung und Staatswirtschaft scheint mit *Veit Ludwig von Seckendorf* und dessen zu Ende des vorigen oder zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts erschienenen zwei Schriften: *Christenstaat* und *Fürstenstaat* zuerst Epoche gemacht zu haben. – Doch darf ich auch den berühmten *Dr. Johann Joachim Becher*, der ein Speierer von Geburt war, nicht vergessen, der ebenfalls im vorigen Jahrhundert gelebt und in seinem *Politischen Discours* schon viel Gutes gesagt hat.

Der große Staatswirt *Friedrich Wilhelm der Erste*, König von Preußen, war indessen darauf bedacht, diese wohlthätige und segensvolle Kunst zur Wissenschaft zu erhöhen und ihr auf Universitäten einen Lehrstuhl zu stiften. Dies geschah meines Wissens am ersten zu Frankfurt an der Oder, wo der bekannte *Ditmar* also der erste ordentliche öffentliche Professor der Kameralwissenschaften geworden ist. Nach seinem Programm, welches *Zinke* in seiner Kameralistenbibliothek anführt, hat er im Jahr 1727 sein Amt angetreten. Ein paar Jahre hernach wurde auch zufolge der Nachrichten des Herrn Kanzlers *von Ludwig* ein Lehrstuhl der Ökonomie auf der anderen Preußischen Universität in Halle gestiftet.

Ditmar in Frankfurt an der Oder erzog mehrere Jünger, und die Schüler überstiegen ihren Meister. Hofrat *Zink* in Leipzig, selbst ein berühmter staatswirtschaftlicher Schriftsteller, lehrte in den vierziger Jahren; nach ihm der berühmte *Schreber*. Zu gleicher Zeit trat der bekannte *von Justi* in Göttingen und Wien auf; und in Jena erschienen die würdigen Lehrer *Daries*, welcher nachher nach Frankfurt an der Oder ging, und der verehrungswürdige Greis, der noch lebende und blühende *Kammerrat Sukow*.

So entstanden nach und nach auf vielen Universitäten staatswirtschaftliche Lehrer. *Sonnenfels* in Wien, *Beckmann* in Göttingen und *Schreber* in Erlangen stehen mit allem Recht als Aldermänner nebst obigen an der Spitze.

Unter der erstaunlichen Menge Schriftsteller, die sich vorzüglich um unsere Wissenschaft verdient gemacht haben, geht der geheime Rat und jetzige Direktor der staatswirtschaftlichen Klasse auf der Mainzer Universität, *Herr von Pfeiffer*, besonders wegen seinem *Lehrbegriff sämtlicher Cameralwissenschaften* in gleichem Schritte. Ich würde mich allzu weit von meinem Zweck entfernen, wenn ich auch nur die vornehmsten Autoren unseres Fachs anführen wollte. Damit ich also keinen vergesse, will ich keinen mehr nennen.

Bei allen diesen herrlichen Fortschritten, welche unsre Muse auf Deutschlands Lehrstühlen machte, blieb sie noch immer zu unentwickelt. – Ein einzelner Lehrer muß bei dem Allgemeinen stehen bleiben. Er kann sich nicht ins Einzelne einlassen. Dies werden Sie, meine verehrungswürdigsten Zuhörer! bald im hellsten Glanz der Wahrheit erkennen!

Das Forstwesen, der Bergbau, die Landwirtschaft, die Fabriken und die Handlung sind die Quellen alles Glücks der Staaten und der Völker. – Wer sie leiten soll, der muß sie kennen! – Nun sind aber alle diese Gewerbe auf reine und angewandte Mathematik, Naturgeschichte, Naturlehre und Chemie gegründet. – Diese sind die Hilfswissenschaften zu jenen Gewerbwissenschaften. Folglich müssen sie vorher gründlich studiert werden; und dieses nicht etwa so, wie man sie gewöhnlich auf hohen Schulen lehrt; nein! Es ist ein besonderer Professor notwendig, der diese Hilfswissenschaften, ganz und zum staatswirtschaftlichen Zwecke eingerichtet, vorträgt! – Dann baut ein anderer Lehrer auf diesen Grund *die Gewerbwissenschaften*. Und ein dritter zieht hernach die Regeln heraus, welche dem Staatswirt sagen, was er zu tun habe, um jene Gewerbe

blühend zu machen, das ist: Fürsten und Völker zu beglücken.

Nun denke man nur nach, wie es möglich ist, daß ein einzelner Mann diesen ganzen Schwall von wenigstens sechzehn Wissenschaften (deren jede ihren eigenen vollen Lehrgang erfordert, und deren unmöglich eine einzige entbehrt werden kann) zu verstehen, geschweige öffentlich zu lehren vermöge? – Der gelehrteste und rechtschaffenste, aber einzige Lehrer der Staatswirtschaft arbeitet sich daher zu tot. Und doch sieht er nicht die wohlverdienten Früchte seiner Mühe aufblühen, vielweniger diese reifen.

Der Anstand befiehlt mir Bescheidenheit, indem ich, meinem Plan gemäß, nun von unseren Bemühungen reden muß! – Wie hat wohl die hohe Vorsehung den Gang einer Sache augenscheinlicher geleitet als den Unsrigen!! – Denn alle Schwierigkeiten entwickelten sich zum Vorteil der guten Sache; und wenn ich es sagen darf: – selten wirken auch Männer mit *solchem* Eifer einhellig zum Ziel! – Wenn unsere müden, und – gewiß! – gewiß! – von harter Anstrengung und Mühe abgearbeiteten Nerven dereinst unter ihren Grabeshügeln ruhen werden, dann mag die Nachwelt über unsere Amtsführungen strenge Prüfungen anstellen!! – Vieles! – vieles wird der scharfsichtigste Forscher der Geschichte nicht erfahren – nicht finden, – weil es der große Vergelter auf den Belohnungstag aufgehoben und verborgen hat! – Vieles wird man auch in schieferm Licht ansehen und falsch beurteilen –! Und abermal über vielem wird man uns hoch preisen, an dem wir den wenigsten Anteil hatten –!

Geht nur die nützliche Anstalt selbst ihrem hohen Ziel entgegen, so ist alles Übrige gleichgültig.

Die *Churfürstliche physikalisch-ökonomische Gesellschaft*, eigentlich aber der Direktor des ganzen Instituts, der *Herr Regierungsrat Medikus*, hatte den ersten Gedanken, die Staatswirtschaft in ihrem ganzen Umfang zu entwickeln und unserem Hof den Plan dazu vorzulegen, damit Lehrer

für jedes Fach derselben angestellt würden. – Da nun der erste Sitz dieser Gesellschaft in der Churpfälzischen Oberamtsstadt *Lautern* im *Westrich* war, so entstand auch dort natürlicher Weise die bekannte *Kameral Hohe Schule*. Die Geschichte derselben ist in den Bemerkungen der Gesellschaft stückweise eingerückt worden. Es wäre Überfluß, sie hier einzuschalten, besonders da sie auch nicht in den Plan meiner Rede gehört.

Dort war der erste Zweck, die *Landwirtschaft* empor zu bringen. Zu dem Ende berief man den ersten Lehrer*. Dieser sollte einstweilen mit den Hilfswissenschaften und der Landwirtschaft den Anfang machen. Sobald es die Umstände erlaubten, berief man auch den zweiten Professor**, welchem die *Polizei-, Finanz- und Staatswirtschaft* aufgetragen wurde. Beide redliche und würdige Männer teilten sich nun in das ganz weitläufige Fach solang, bis es möglich war, den dritten Lehrer anzustellen. Dieser übernahm nun sämtliche Gewerbwissenschaften, und so wurden nun die Grenzen eines jeden Fachs genau bestimmt und berichtet. Der erste schränkte sich auf die Hilfswissenschaften ein; der zweite behielt das eigentliche Fach der Staatswirtschaft, und der dritte füllte mit den Gewerbwissenschaften den Raum zwischen beiden aus.

Unsers Herrn Direktors vorzügliche und unsere eigene Sorgen, Mühe und Kampf mit oft unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten – den besonderen Anteil, den ein jeder von uns an der Gründung und Ausbildung dieser allerersten *systematischen* Staatswirtschafts hohen Schule genommen und ausgeführt hat, verschweige ich billig.

Aber das muß ich vor aller Welt laut sagen, daß Se. Excellenz der dirigirende Herr Staats- und Konferenzminister *Freiherr von Oberndorf* der Mann gewesen, der durch die treueste Beihilfe und Unterstützung des Herren geheimen

* Herrn Hofrat Sukow.

** Herrn Hofrat Schmidt, der dritte Lehrer war ich selbst.

Staatsrats *von Hertling* den ganzen Bau, in der Entfernung von unserem gnädigsten Landesvater und Stifter, ganz nach dem Willen und mit dem höchsten Beifall *Se. Churfürstlichen Durchlaucht* ausgeführt und vollendet hat! – Alles weitere wohl verdiente Lob dieses unseres *Mäzens* überlasse ich den Empfindungen eines jeden rechtschaffenen Patrioten!

Zugleich würdigten uns *Se. Hochfürstliche Durchlaucht* der Herr *Herzog von Zweibrücken* Ihrer besondern Gnade: indem sich Höchstdieselben als Präsident an die Spitze stellten und durch den Herrn Generalmajor *von Hauzenberg* Ihre Stelle rühmlich vertreten ließen. Sogar unsere gnädigste und vielgeliebte Landesmutter begnügte sich nicht bloß mit Ihrem Beifall, sondern nahm den besondern Charakter einer Protektorin unseres Instituts an. Durch diese erhabene und besondere Vorzüge unterstützt, entwickelte sich unsere junge Muse in dem waldigen *Austrasien* bis zu dem Zeitpunkt, wo man sie würdig fand, auf unseren Pfälzischen Parnaß zu versetzen.

Alles dieses ist in dem siebziger Jahrzehent angefangen und vollendet worden. Die Versetzung der Kameral Hohen Schule nach *Heidelberg* aber geschah im Jahr 1784 im Herbst.

Unsere Eintracht und einmütiges Bestreben, das Werk zu vollenden, brachte uns dem Ziel immer näher. Das bekannte *CONCORDIA RES PARVAE CRESCUNT* war unser gemeinschaftlicher Wahlspruch, dem wir immer getreu blieben. Wir schlossen unsere Fächer immer näher und immer kettenförmiger an einander an. Die Erfahrung, das Nachdenken und das Studium der Geschichte, dieser besten Lehrerin der Menschen, bewahrten uns vor aller Projektensucht. – Wir fanden den glücklichen Mittelweg zwischen dem gewöhnlichen *Kameralchlendrian* und der *Physiokratie*. Jener schmiedet so oft die Menschenfreiheit, dies Heiligtum der Völker, in Fesseln. Er wendet gewöhnlich auf den armen Landmann an, was *Virgil* nicht mit

vollem Recht von den Bienen sagt:

QUO MAGIS EXHAUSTAE FUERINT. HOC ACRIUS
OMNES INCUMBUNT GENERIS LAPSI FARCIRE
RUINAS.

Fürchterlich und des strengsten asiatischen Despotismus ist
dieser Satz würdig!!! –

Hingegen ist die *Physiokratie* zwar ein engelschönes Mäd-
chen, aber zu allem Unglück eine Vestalin – die unver-
mögend ist, einen ehrlichen Mann glücklich zu machen!! –

Die physiokratischen Schriften eines *Mirabeau*, *Quesnel*
und besonders des wohlmeinenden und edeldenkenden
Schlettweins, dieses politischen *Lavaters*, fingen auch in
Lautern an, unter unseren Akademikern bekannt zu wer-
den. Dadurch fanden wir Anlaß, ihre Grundsätze zu prüfen
und unser System zu berichtigen. Unsere junge Muse sollte
nicht zur Nonne eingekleidet werden: wir suchten Völkern
und Staaten eine fruchtbare Mutter der Glückseligkeit aus
ihr zu bilden! – Fürsten sollten sich mit ihr trauen lassen
und lauter Schutzengel für ihre Untertanen mit ihr erzeu-
gen. Daher bemühten wir uns, ihr die Schönheit der
Physiokratie zu geben. Wir legten ihr das griechische
Gewand an, aber wir erzogen sie zur würdigen Gattin für
Landesväter!!!

Um Sie aber, meine verehrungswürdigsten Zuhörer, auch
mit dem Geist und Charakter unserer Muse näher bekannt
zu machen und ihr Ihren ganzen Beifall, Ihre Liebe zu
erwerben, so erlauben Sie mir, die wesentlichsten Grund-
sätze unsers Systems auszusondern und vorzutragen.

Jeder Mensch, der in der guten Welt Gottes auf seinem
wahren Standpunkt steht, hat eine Nahrungsquelle. – Diese
ist sein Eigentum – das nun freilich auf mancherlei Weise
modifiziert und eingeschränkt ist. *Dieses Eigentum ist
heilig!!!* – Von ihm hängt das ganze Wohl des Besitzers ab.

Zum ganzen Umfang des Glücks gehört Unterstützung. –
Darum lebt der Mensch in gesellschaftlicher Verbindung!
– Sein Streben nach Glückseligkeit bekommt auch

zugleich seine Richtung durch Beispiele, und diese gibt die Gesellschaft! – Wer diese also verbessert, der nähert sich dem Adel der Gottheit, und wer sie verschlimmert, der ist ein Satan.!!! –.

Eben die gesellschaftliche Verbindung und das Streben nach Glückseligkeit in derselben erweckt die Ehre – diese große Triebfeder der Wirksamkeit! –. Der Mensch wird edel – groß – er wird *Alles*. – Er eilt mit Adlersflug seiner Vollkommenheit entgegen, wenn er aufmerksam auf seine *wahre Ehre* gemacht wird! – Diese ist also ein eben so heiliges und verletzliches Eigentum eines jeden Mannes und Erwerbers, als seine Nahrungsquelle!!!

Druck, Fessel und Zwang verdrängen alles Ehrgefühl! – Wer als Sklave behandelt wird, der geht mit Riesenschritten der höchsten Tiefe der Niedrigkeit und der Verächtlichkeit entgegen. – Alle seine Nerven erschlaffen. – Er hat keine Spannkraft mehr; weder zu erwerben, noch sich zu vervollkommen! – Er genießt, was zu genießen ist, denn er hat keine Ehre mehr zu verlieren!!! –

O ihr Regenten und Führer der Völker! – Kränkt Euren Untertanen Eigentum, Ehre und Freiheit nicht!! – Das sind Pupillengelder!!! Wer sie verpraßt oder verschleudert – brütet sich in seinem Herzen einen nagenden Wurm aus – der mit jeder Morgenröte sich verjüngt – in Ewigkeit nicht stirbt – und Himmelsfreuden in Hölle verwandelt!!! –!

Aber was ist Ehre? – Was ist Freiheit? –! *Die Ehre* ist der Wert eines Menschen, den ihm die bürgerliche Gesellschaft beilegt. – Daher ist *Standesehre* der Wert der Geburt oder des Dienstes – *Geldesehre* der Wert des Vermögens, mit Geld zu wirken, – *wahre Ehre* der Wert der Nutzstiftung in der Gesellschaft – *und falsche Ehre* der Wert des Ansehens ohne Nutzstiftung.

Die *wahre Menschenfreiheit* aber besteht in der vollkommenen Willkür zu wirken, zu tun und zu lassen – aber, man merke wohl! – solange als es Eigentum, Ehre und die

nämliche Freiheit eines andern Glieds der bürgerlichen Gesellschaft nicht kränkt und einschränkt!!!

Das *Recht der Natur* und das darauf gegründete angewandte Staats- und bürgerliche Recht (aber auch nur diese allein) setzen der Freiheit ihre geziemende Schranken. – Was darüber ist, das ist vom Übel! –

Da die Menschen je nach dem Grad ihrer Kraft frei zu wirken suchen und auf die Rechte der Freiheit selten Rücksicht nehmen, so ist eine *hinlänglich starke Gegenkraft* nötig, die jeden einzelnen Bürger, den ihr die Vorsehung anvertraut hat, in seinem Eigentum, in seiner Ehre und Freiheit schützt.

Diese Kraft ist das große Pfund, welches der Allherrscher dem Regenten, seinen Ministern und Werkzeugen anvertraut hat!!! – Vermöge derselben schützen und erhalten sie den Staat in seinem wirklichen Zustand. – Geschieht aber weiter nichts, so ist er in Ansehung seiner Beglückung sich selbst überlassen.

Der Mensch ist nach seinem *ökonomischen* und *moralischen* Zustand einer immer fortschreitenden Vervollkommnung fähig. – Die Mittel zu dieser doppelten Glückseligkeit liegen im rechten Gebrauch *der Nahrungsquelle, der Ehre und der Freiheit*. Alle Pflichten, die ihm Gott in der Natur und der Religion vorschreibt, zielen dahin, ihn auf dem rechten Wege zu jenem doppelten Zweck zu leiten. – Aber sie zwingen ihn nicht! – So heilig sind die Rechte der Menschenfreiheit, daß Gott selbst sie nicht einmal kränken mag – sondern nur wohlmeinenden Rat erteilt!!! – !

Je mehr glückliche Menschen zu einem Staat vereinigt sind, desto glücklicher sind der Regent und die Untertanen. – Dies ist der Grundsatz der Bevölkerung! – Das Wohl des Ganzen verhält sich nicht wie die Zahl der Menschen, sondern wie die Zahl der *mit Glück sich beschäftigenden* Menschen. – Daher sind die bloßen Bevölkerungsmittel bei weitem nicht hinlänglich.

Ist es nun die Pflicht eines jeden einzelnen Bürgers, seine

ökonomische und *moralische* Glückseligkeit nach allen Kräften zu befördern, wie vielmehr muß es dann nicht die Pflicht des Hauptes des ganzen Staats oder des Regenten und seiner Werkzeuge sein? – Ferner:

Da die engen Schranken des menschlichen Verstandes und der überwiegende Hang der Sinnlichkeit durchgehends den Trieb zur Vervollkommnung gerade von der Glückseligkeit *abführen*, – so folgt wiederum unwidersprechlich, daß diejenigen, denen die Gewalt anvertraut ist, Eigentum, Ehre und Freiheit in den gebührenden Schranken zu halten, auch die Pflicht auf sich haben müssen, den einzelnen und allgemeinen Wirkungskreis ihrer Untertanen mittelst des Eigentums, der Ehre und der Freiheit *zur wahren Glückseligkeit* zu leiten!!!

Was ich bisher Eigentum genannt habe, ist die Nahrungsquelle eines jeden Erwerbers. – Zusammengenommen heißen sie die *Gewerbe*. – Diese sind dreifach: die *Landwirtschaft*, nämlich die allgemeine, die *Fabriken* oder *Handwerker* und die *Handlung*.

Unter dem Wort *Ehre* verstehe ich die *wahre Ehre*: – wenn nämlich jeder Erwerber dahin geführt wird, daß er in der Erfüllung seines Berufes und in der Beglückung seiner selbst und der bürgerlichen Gesellschaft durch denselben allein Ehre und Ruhm sucht.

Freiheit nenne ich endlich in bestimmterem Sinne *vollkommene uneingeschränkte Gewerbefreiheit*, in so fern ein Erwerber den andern nicht in eben dieser Freiheit hindert!!! Hier müssen die positiven Gesetze so sparsam gebraucht werden, als möglich ist!!!: Der Fürst kann wohl befehlen, daß ein Untertan den andern nicht kränken soll – das ist Recht der Natur. – Aber wenn er Gesetze zur Beglückung vorschreiben will, so entsteht einmal erst die große Frage: Ob auch wirklich die Befolgung dieser Gesetze glücklich mache? – Wäre dies nicht, so würde ohnehin der Zweck nicht erreicht. – Und sind sie auch wirklich gut, so fühlt sich der gewiß nicht glücklich, der *gezwungen* wird, es zu sein!! –

Dies ist politische Intoleranz, – welche eben so grausame Folgen hat, als die geistliche!!

Nur dann sind positive Gesetze und Strafen anwendbar, wenn der größte Teil der Untertanen den wahren Weg der Beglückung einschlägt und dann von den Übrigen in seiner Gewerbefreiheit gehindert wird. Sonst gibt es auch noch einzelne Ausnahmen von der Regel, die aber lokal sind, und jedesmal nach *dem Naturrecht* und den Grundsätzen *der beschäftigten Bevölkerung, der wahren Ehre, und der Freiheit* entschieden werden müssen.

Sehen Sie, verehrungswürdigste Zuhörer, dies sind die elementar Begriffe unserer *großen und allgemeinen Polizei*, dem ersten Teil unserer Staatswirtschaft.

Diese Polizei gehörig zu verwalten, muß jeder Staatsbediente, der ihr gewidmet wird, erst sämtliche Gewerbe mit ihren Hilfswissenschaften studieren. Dann zeigt ihm die *Gewerbepolizei*, wie er alle drei Gewerbe (der wahren Ehre und Freiheit unbeschadet) durch kluge Verwaltung dieser Ehre und Freiheit, durch Beispiele, durch Belohnungen, durch Rat und Tat, durch kluge Anstalten, durch Aufklärungsmittel und zuweilen, wo es an seinem Platz ist, durch weise Gesetze, nach und nach zur höchsten Stufe der beschäftigten Bevölkerung, das ist: zur *Glückseligkeit* führen müssen.

Wahrlich! Wahrlich! Eine schwere Wissenschaft, – wenn sie durch und durch ausführbar und ganz ohne leere Projekte vorgetragen werden soll!!! – Und doch ist diese Eigenschaft so wesentlich nötig, daß ohne sie unsere Lehrstühle wahre Quellen des Unglücks für Fürsten und Völker werden müssen! – Hier waren bloß *Geschichte, Erfahrung* und die *heiligen Rechte der Menschheit* unsere Führer –. Die gewöhnliche Stadt- und Dorfpolizei, diese zur Sicherheit, zur Bequemlichkeit und zum Wohlbefinden so nützliche Manipulation der gesetzgebenden Gewalt, wird an obige *Gewerbepolizei* angeknüpft. Sie gründet sich ebenfalls auf Handhabung des *Eigentums, der Ehre* und der *Freiheit* eines

jeden einzelnen Bürgers.

Die zweckgemäße Unterhaltung des Personals der gesetzgebenden Gewalt, aller ihrer Werkzeuge und aller ihrer Anstalten, die zum Wohl des Ganzen unternommen werden, erfordern eine *Aufwandssumme*, die notwendig von denen bestritten werden muß, um deren Willen der Aufwand gemacht worden –! Und zwar in dem Verhältnis, in welchem jeder die Wohltat der gesetzgebenden Gewalt genießt!! –

Die gewöhnliche Quellen der Staatseinkünfte (Regalien, Domänen, Schatullgüter, u. d. gl.) nach den besten Regeln der Wirtschaft gehörig zu verwalten und die Summe, welche dann noch zu obigem *Staatsaufwand* fehlt, auf alle drei Gewerbeklassen recht zu verteilen und auf die nützlichste Weise zu heben, das lehren wir in der *Finanzwissenschaft*. Diese hält es für ihre Pflicht, auch den Regenten, seinen Hof, und alle seine Werkzeuge zu beglücken. – Sie fordert nicht, wie jene vestalische Nonne, die *Physiokratie*, daß der Fürst nur aus dem, was der Bauer (und zwar *nur* der Bauer) übrig behält, was er wohl entbehren kann, seine Einkünfte ziehen und sich, er wolle oder wolle nicht, damit begnügen soll! – Dieser Trugschluß gründet sich auf den gleißenden Scheingrund: *Verzehre nicht mehr als du erwirbst!* – Wie! Wenn einer nun gar nichts erwürbe, ist dann dieser Satz anwendbar? – Nein! Die wahre Staatswirtschaftslehre kehrt den Satz um. Sie sagt: *Erwirb so viel, als dir zu verzehren nötig und nützlich ist!* –

Der Regent muß als Regent glücklich leben können. Dann aber muß er auch sein wahres Glück kennen. Er muß tief empfinden, daß das Haupt unmöglich gesund bleiben könne, wenn alle Säfte des Körpers zu dem Gehirn steigen. Das gibt politische Schlagflüsse!!! – Kaiserliche Kommissionen!!! – u. d. gl.

Wenn daher die Finanzverwaltung die Aufwandssumme in die Kasse des Regenten geliefert hat, so hat dieser mit seinem Hof, Ministern, Räten und Landbeamten nun auch

wichtige Pflichten auf sich, damit für jene Summe, die manchmal aus Schweiß und Blut der armen Untertanen besteht, auch alles das geleistet werde, was die heiligen Gesetze des Schutzes und der Beglückung erfordern.

Wer die strengste und gerechteste Vergeltung in jener Welt leugnet, der widerspricht seiner eigenen Existenz und aller gesunden Vernunft. – Ist dies aber, Gott! – welche unnennbare Seligkeit muß dann auf einen treuen Landesvater, auf treue und rechtschaffene Minister und Beamten warten! – Wie groß wird ihr Lohn sein! – Wie es aber auch dem Gegenteil, der sich mit den feigen Blättern der Menschenschwäche, der Mode und dergleichen, decken und durchhelfen will, gehen werde, das steht mit Flammenschrift in jedem Herzen tief eingegraben, das sein moralisches Gefühl noch nicht ganz verloren hat! – Die Regeln also, welche Fürsten und Dienerschaft in Anwendung der Einkünfte des Staats zu beobachten haben, lehren wir in der *eigentlichen* Staatswirtschaft.

Dieses sind die Grundzüge des Charakters unserer Muse! – Ihr ganzes Bestreben geht dahin, durch blühende Gewerbe mit Aufrechthaltung der wahren Ehre und der Freiheit den Staat nützlich zu bevölkern, und also durch die höchstmögliche Menge glücklicher Untertanen denselben *intensive* auf den höchsten Grad der Stärke zu führen, der in demselben möglich ist – dann durch dieses allgemeine Wohl auch den Regenten mit seiner Familie, Hof und gesamten Dienerschaft zu beglücken und ihm eben den Reichtum, die Macht, die Ehre und die Freiheit zu verschaffen, die ihm in dem Verhältnis der Glückseligkeit seines Staats zukommen.

Da steht nun die Göttin in aller ihrer Schönheit. Sie gefällt jedem wahren Menschenfreund, und selbst der Neider weiß nichts an ihr auszusetzen. Aber! – Sind ihre wohlthätigen Gesetze ausführbar? – Ist ihre Natur für die Welt unter dem Monde nicht zu himmlisch? – Ist sie nicht vielmehr ein Wesen, das man nur bewundern und verehren, aber zur

Leitung in Kabinetten und Kollegien nicht gebrauchen kann? – Das sind große und den wahren Patrioten beängstigende Fragen! – ! Gottlob! Daß ich sie beruhigend beantworten kann! –

Man werfe nur einmal einen flüchtigen Blick auf die übrigen Wissenschaften! –: Die *Gottsgelehrtheit*, diese Bilderin des Verstandes und Herzens – diese große Führerin zur höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit des menschlichen Wesens, hat auch in ihrem reinsten Licht, in ihrem aufgeklärtesten Zustand, noch lange das nicht geleistet, was sie ihrer Natur und Bestimmung nach leisten könnte. – Aber welcher vernünftiger Mann wird sie darum für unnützlich halten – sie von ihren Lehrstühlen verdrängen wollen? – Wie lange hat schon die *Rechtsgelehrtheit* sich mit Bestimmung und Erklärung der Gesetze beschäftigt! – Sind darum der Prozesse und der Streithändel weniger – und ist des Friedens auf Erden mehr geworden? – Und doch ist sie uns unentbehrlich!

Sind während der höchsten Kultur der *Arzneikunde* nicht mehr so viele Kranken – und ist das Leben der Menschen allenthalben auf seine natürliche Stufe gestiegen? – Und doch, wer sucht nicht den Arzt auf, wenn er krank ist? – Hat die *Weltweisheit* nun nach so vielen Hauptveränderungen Licht in die Köpfe gebracht? – Ist nach der verbannten scholastischen Philosophie die Gewißheit von der Existenz und vom Wesen Gottes und seiner Werke, von dem wahren Beglückungsweg der Menschen, mit einem Wort – ist Verstand und Weisheit größer geworden? – Woher kommt es denn, daß allwaltender Zweifel gleich einem Pestferment allgegenwärtig wüthet? – Und doch ist die Weltweisheit mit Recht im ruhigen Besitz ihrer Lehrstühle –.

Wollte man den Nutzen, den bisher die Staatswirtschaft in der Verbesserung *der Landwirtschaft* und *aller Gewerbe* unter der langen und ruhigen Regierung unseres teuersten Kurfürsten, *vorzüglich* in der *Pfalz* und dem Herzogtum

Berg und in mehreren deutschen Staaten so glorwürdig zu Stand gebracht hat, gegen die Vorteile, welche die übrigen Fakultäten während der Zeit der Menschheit zugewendet haben, auf der Waage des Heiligtums abwägen, so würde meine junge Muse wahrlich nicht zu leicht gefunden werden. Die leere und mißlungene Projekte unreifer Ökonomen kommen so wenig auf unsere Rechnung als die Schwärmerei, Rabbulisterey, Quacksalberey und die falsche hermetische Philosophie auf die Rechnung der ehrwürdigen vier Fakultäten, die seit der Gründung der *Sorbonne* – und nächst ihr unserer eisgrauen *Ruperte* – viele tausend bewährter Menschenlehrer, Staatsdiener, Ärzte und Weltweisen den Nationen *Europens* zur Erleuchtung und zum Segen geschenkt haben.

Unser Wissen ist und bleibt immer Stückwerk, so lang unsere Seele aus ihrem dunklen Kerker, durch fünf enge Ritzen ihr ganzes Licht erhält!! – und an diesen Erdball, diesen Tropfen im Eimer angefesselt bleibt. – Unser Gang ist träge, und es ist nur Dämmerung um uns her. – Indessen läßt eine jede Wissenschaft, die aus der Wahrheit geboren ist, in jedem Schritt wehende Flammen zurück, die den zielbegierigen Wanderer führen. *Ihr Weg heißt Erfahrung!!!* – Wir wünschen immer mehr zu wissen und so schleppt sich jeder mit seinen *Wünschen*. – Auch jeder Staat ringt nach Erfüllung der Seinigen. – Aber der Weise sieht tief im Licht der Wahrheit ein, daß dieses unerfüllte Sehnen Ballast sei, der dem Schiffe seinen geraden Gang durch Sturm und Wellen sichert – ! Indessen wirkt er mutig fort. Denn er weiß, daß sich der größte Teil der Blüten und Früchte erst hinter der großen Gardine, die Licht und Unsterblichkeit von unserer Dämmerung sondert, entwickeln wird.

Erlauchte, edle Männer! – Hochansehnliche Versammlung!

Heute, da verschiedene der vornehmsten Gelehrten *Deutschlands* sowie der Väter unserer *Pfalz* und ihres Musensitzes das große und denkwürdige hundertjährige

Fest unserer hohen Schule mit uns begehen und uns durch ihre Gegenwart hoch ehren und erfreuen, heute sollte ich im Namen unserer Staatswirtschaftlichen Hohen Schule, die mit der Universität vereinigt ist, durch eine feierliche Rede das Fest erhöhen helfen und unsere Empfindungen öffentlich bezeugen. – Meine Schwäche in Erfüllung dieses Auftrags fühle ich tief. Sie aber mit vielen Worten zu entschuldigen, wäre vielleicht der größte Ruhm den ich mir beilegen könnte.

Wie konnte ich aber unser Jubiläum feierlicher begehen, als wenn ich der Welt bei dieser so seltenen und erhabenen Gelegenheit Rechenschaft von dem höchst wichtigen und äußerst nützlichen Zuwachs ablegte, den die älteste aller deutschen Universitäten durch die Vereinigung der staatswirtschaftlichen Muse mit den Ihrigen seit wenigen Jahren erhalten hat? – Die eigentliche Lage unserer guten Sache war, unangesehen aller unserer Bemühungen, noch nie Deutschlands Vätern im hellsten Lichte vorgetragen worden. – Heute suchte ich diese schöne Gelegenheit, die alle hundert Jahre nur einmal kommt, zu benutzen. – Meine junge Muse sollte ihr Glaubensbekenntnis, ihre Probe ablegen, um dieser erhabenen Versammlung Anlaß zur Entscheidung ihres Werts zu geben. Sie bedarf meiner Vorsprache nun nicht weiter. Sie mag nun durch Taten der Aufklärung und Menschenbeglückung sprechen! – *Die Gottheit spricht in Ihren Werken!!* – Wer Ihr ähnlich werden will, der darf sich nicht mit leerem Schall begnügen. – Er handle!!!

Nun hat mich der Gang meiner Rede und die Zeit allmählich zum hohen Altar ins dunkle Heiligtum geführt, wo ich jetzt dem, der da ist – der war – und der sein wird – dem, der in einem unzugänglichen Licht wohnt – und dem, dessen flammendes Auge die geheimsten Winkel aller Herzen erforscht, für meine Brüder und mich ein wohlgefälliges Opfer bringen und die feurigsten Wünsche gleich himmelansteigendem Weihrauch wolkenwärts senden soll.

Es leben Vater *Carl Theodor* und Mutter *Elisabeth*!! – Gott schiebe das Ziel Ihres Übergangs in die Welt der Verklärung so weit hin, als es das höchste Wohl Ihrer Kurfürstlichen Durchlauchten und das unsrige befördern kann!! – Er lasse uns auch in wenigen Jahren Höchstdero Regierungs-Jubiläum mit ruhiger und beseeligender Wonne feiern! – *Weisheit* – *Völkerglück* – und *Gerechtigkeit* walte fernerhin im Kabinet des erhabenen Greisen – in seinem erlauchten Ministerio – und in allen hohen Dikasterien und Ratstuben seiner weitläufigen Staaten!
Das *hohe Pfalzgräfliche Haus* blühe fernerhin im Segen! – Und es müsse *Carl Theodors* Fürstenstuhl nie an einem Besitzer fehlen, der seine höchste Wonne im Glück seiner Völker findet!!!

Diese Gesinnung belebe auch fernerhin *Se. Excellenz, unsern Dirigirenden Herrn Staats- und Konferenzminister Freiherrn von Oberndorf*, als welche bei unserer Jubelfeier die höchste Stelle vertreten. Weisheit aus der Höhe – Kraft und Stärke – umstrahle Sie in Ihrem hohen und erhabenen Amt! – Sie sollen ferner die Freude des Volks sein – und *Seelenruhe* – *tiefer Gottesfrieden* glänze dereinst über Ihrem grauen Scheitel! – Den Herren Oberkuratoren und dem Herren Kanzler wünsche ich jedem in seinem Amt, was ihm zur vollkommensten Ausführung der edelsten Handlungen notwendig ist! – Gott der Allerhöchste segne Sie!!

Trüb, traurig und blutig war der Anfang des verflossenen Jahrhunderts unserer Universität! – Betäubt von den wiederholten Donnerschlägen, schlummerten unsere Musen lange, bis sie Vater *Carl Theodor* wieder weckte – Ruhig und segensvoll glänzt uns jetzt die Morgenröte des kommenden Tages entgegen! – Der Allherrscher befestige Liebe und Eintracht unter uns und lasse die heilige Duldung immer mehr und mehr unsere Führerin werden!! – Glanz, Licht, Weisheit und wahre Aufklärung strahle aus dem ewigen Osten, aus der Urquelle alles Lichts, auf alle unsere geliebten und würdigen Lehrer herab; und keiner von uns

verschließe seine Augen diesen wohlthätigen Strahlen!!! – Die anbetungswürdige Vorsehung führe jedem verwaisten Katheder auf dem rechten Wege Männer zu, die mit Feuer und Geist getauft sind! –

Ruperta müsse im kommenden Jahrhundert dem Vaterland und dem gesamten *Deutschland* Lehrer und Menschenbeglucker in Menge, wie Tautropfen aus dem schönsten Maimorgen, erzeugen! – Nie werde sie wieder Witwe! – Nie streue wieder wütender Krieg die Asche ihrer Lehrer auf ihren trauernden Scheitel und die modernden Gebeine ihrer Fürsten auf ihre Gassen! – Nie wehe dereinst über unsere Grabeshügel die Stimme der Verwüstung – und die Wehklage unglücklicher Bürger!! – Es blühe *Ruperta* mit immerwachsender Kraft; und sie feiere dann erst ihr letztes Jubiläum, wann unser Planet zu seiner Verwandlung reif ist!!! –

Allen hohen und niedern Anwesenden wünsche ich von ganzer Seele volles Gedeihen! – Den benachbarten *Reichsstädten*, *Ständen* und *Kollegien*, die uns mit Ihren hochansehnlichen Deputierten beehrt und erfreut haben, lasse *Jehovah* mit jedem Morgen des folgenden Jahrhunderts aus dem Reichtum seiner Herrlichkeit alles zufließen, was Völker und Staaten und Gesellschaften und Hausväter froh und dauerhaft glücklich macht! –

Allen Schwesteruniversitäten Deutschlands – besonders denen, die unser Jubiläum durch die Gegenwart Ihrer vortrefflichen Mitglieder verherrlichen, wünsche ich mit voller wahrer Brudertreue alles, was ich unserer *Ruperta* gewünscht habe.

Uns – uns Vorsteher und Lehrer der staatswirtschaftlichen Lehrstühle, umstrahle Licht und Kraft zu fernerer Ausbildung unserer vortrefflichen Muse.

Großer Weltregent! Lasse heut über hundert Jahr meinen Nachfolger dir mit voller Seele für die Erfüllung aller meiner Wünsche danken können!!! *Hochansehnliche Versammlung! lebe wohl!*



Jung-Stilling um 1800. Tuschzeichnung von F. Ch. Reinermann (Goethe-Museum Frankfurt/M.).

5. Religion und Beratung

Henrich Stillings Lehr-Jahre

[...]

In diesem Sommer 1788 kam auch der Kirchenrath Miegs von Heidelberg, mit seiner lieben Gattin, nach Marburg um dortige Freunde und Stilling und Selma zu besuchen. Die Redlichkeit, rastlose Thätigkeit um Gutes zu wirken, und die gefühlvolle wohlthätige Seele Miegs, hatte auf Stilling einen liebevollen Eindruck gemacht, so daß beyde herzliche Freunde waren; und in eben dem Verhältniß standen auch die beyden Frauen gegen einander. Dieser Besuch knüpfte das Band noch fester; aber er hatte außerdem noch eine wichtig Wirkung auf Stillings Denkungsart und philosophisches System:

Stilling war durch die Leibniz-Wolfische Philosophie in die schwere Gefangenschaft des Determinismus gerathen – über zwanzig Jahre lang hatte er mit Gebet und Flehen gegen diesen Riesen gekämpft, ohne ihn bezwingen zu können. Er hatte zwar immer die Freyheit des Willens und der menschlichen Handlungen in seinen Schriften behauptet, und gegen alle Einwürfe seiner Vernunft auch geglaubt; er hatte auch immer gebetet, obgleich jener Riese ihm immer ins Ohr lispelte: dein Beten hilft nicht, denn was Gott in seinem Rathschluß beschlossen hat, das geschieht, du magst beten, oder nicht. Dem allen ungeachtet glaubte und betete Stilling immer fort, aber ohne Licht und Trost, selbst seine Gebets-Erhörungen trösteten ihn nicht: denn der Riese sagte, es sey bloßer Zufall. – Ach Gott! – Diese Anfechtung war schrecklich! – Die ganze Wonne der Religion, ihre Verheißungen dieses und des zukünftigen Lebens – dieser einzige Trost im Leben, Leiden und Sterben, wird zum täuschenden Dunstbild, so bald man dem Determinismus Gehör giebt. Miegs wurde von ohngefähr der Retter Stillings aus dieser Gefangenschaft: er

sprach nämlich von einer gewissen Abhandlung über die Kantische Philosophie, die ihm außerordentlich gefallen hatte; dann führte er auch das Postulat des Kantischen Moralprinzips an, nämlich: Handle so, daß die Maxime deines Wollens jederzeit allgemeines Gesetz seyn könne. Dies erregte Stillings Aufmerksamkeit; die Neuheit dieses Satzes machte tiefen Eindruck auf ihn; er beschloß Kants Schriften zu lesen, bisher war er dafür zurückgeschauert, weil ihm das Studium einer neuen Philosophie – und zumal dieser – ein unübersteiglicher Berg zu seyn schien.

Kants Kritik der reinen Vernunft las er, natürlicher Weise zuerst, er faßte ihren Sinn bald, und nun war auf einmal sein Kampf mit dem Determinismus zu Ende: Kant beweist da, durch unwiderlegbare Gründe, daß die menschliche Vernunft außer den Gränzen der Sinnenwelt ganz und gar nichts weiß – daß sie in übersinnlichen Dingen, allemal – so oft sie aus ihren eigenen Principien urtheilt und schließt – auf Widersprüche stößt, das ist: sich selbst widerspricht; dies Buch ist ein Commentar über die Worte Pauli: der natürliche Mensch vernimmt nichts von den Dingen, die des Geistes Gottes sind, sie sind ihm eine Thorheit, u. s. w.

Jetzt war Stillings Seele wie emporgeflügelt; es war ihm bisher unerträglich gewesen, daß die menschliche Vernunft dies göttliche Geschenk, das uns von den Thieren unterscheidet, der Religion, die ihm über alles theuer war, so schnurgerade entgegen seyn sollte; aber nun fand er alles passend, und Gottgeziemend, er fand die Quelle übersinnlicher Wahrheiten in der Offenbarung Gottes an die Menschen, in der Bibel, und die Quelle aller der Wahrheiten, die zu diesem Erdenleben gehören, in Natur und Vernunft. Bey einer Gelegenheit, wo Stilling an Kant schrieb, äußerte er diesem großen Philosophen seine Freude und seinen Beifall. Kant antwortete; und in seinem Briefe an ihn, standen die ihm ewig unvergeßlichen Worte:

Auch darinnen thun Sie wohl, daß Sie Ihre einzige Beruhigung im Evangelio suchen, denn es ist die unver-

siegbare Quelle aller Wahrheiten, die, wenn die Vernunft ihr ganzes Feld ausgemessen hat, nirgends anders zu finden sind.

Nachher las Stilling auch Kants Kritik der practischen Vernunft, und dann seine Religionen innerhalb den Grenzen der Vernunft, anfänglich glaubte er in beyden Wahrscheinlichkeit zu bemerken, aber bey reiferer Ueberlegung sahe er ein, daß Kant die Quelle übersinnlicher Wahrheiten nicht im Evangelium, sondern im Moral-Prinzip suchte; wie kann aber dieses, nämlich das sittliche Gefühl des Menschen, das dem Mexikaner die Menschenopfer, dem Nord-Amerikaner das Scalpiren des Hirnschädels eines unschuldigen Gefangenen, dem Otaheitaner das Stehlen, und dem Hindus die Anbetung einer Kuh gebeut, Quelle übersinnlicher Wahrheiten sein? – oder sagt man: nicht das verdorbene, sondern das reine Moral-Prinzip, welches sein Postulat richtig ausspricht, sey diese Quelle, so antworte ich: Das reine Moralprinzip ist eine bloße Form, eine leere Fähigkeit, das Gute und Böse zu erkennen; aber nun zeige mir einmal einer irgendwo einen Menschen im Zustand des reinen Moralprinzips! – alle werden von Jugend auf durch mancherley Irrsale getäuscht, so daß sie Böses für gut, und Gutes für böß halten. – Wenn das Moralprinzip zum richtigen Führer der menschlichen Handlungen werden soll, so muß ihm das wahre Gute und Schöne, aus einer reinen unfehlbaren Quelle – weil es an sich nur eine leere Form ist – gegeben werden – aber nun zeige man mir eine solche reine unfehlbare Quelle außer der Bibel! – es ist eine ewige und gewisse Wahrheit, daß jeder Heischesatz der ganzen Moral eine unmittelbare Offenbarung Gottes ist – beweise mir einer das Gegentheil – was die weisesten Heiden schönes gesagt haben, das war ihnen durch vielseitige Reflexionen aus dem Licht der Offenbarung zugeflossen.

Stilling hatte indessen durch Kants Kritik der reinen Vernunft genug gewonnen, und dies Buch ist und bleibt

die einzig mögliche Philosophie, dies Wort im gewöhnlichen Verstande genommen.

So sehr auch Stilling nun von dieser Seite beruhigt war, so sehr drohte ihm von einer andern eine noch größere Gefahr; ein weit feinerer, und daher auch gefährlicherer Feind suchte ihn zu berücken: sein häufiger Umgang mit Raschmann flößte ihm allmählig, ohne daß ers merkte, eine Menge Ideen ein, die ihm einzeln gar nicht bedenklich schienen, aber hernach im Ganzen – zusammengenommen – eine Anlage bildeten, aus der mit der Zeit nichts anders, als: erst Sozinianismus, dann Deismus, dann Naturalismus, und endlich Atheismus, und mit ihm das Widerchristenthum, entstehen kann. So weit ließ es nun zwar sein himmlischer Führer nicht mit ihm kommen, daß er auch nur einen Anfang zu diesem Abfall von der himmlischen Wahrheit gemacht hätte, indessen war das doch schon arg genug, daß ihm der versöhnende Opfertod Jesu anfang eine orientalische Ausschmückung des sittlichen Verdienstes Christi um die Menschheit zu seyn.

Raschmann wußte dies mit so vieler Wärme und Ehrerbietung gegen den Erlöser, und mit einer so scheinbaren Liebe gegen ihn, vorzutragen, daß Stilling anfieng überzeugt zu werden. Doch kam es nicht weiter mit ihm: Denn seine religiösen Begriffe und häufige Erfahrungen waren gar zu tief in seinem ganzen Wesen eingewurzelt, als daß der Abfall weiter hätte gehen, oder auch nur beginnen können.

Dieser Zustand währte etwa ein Jahr, und eine gewisse Erlauchte und begnadigte Dame wird sich noch eines Briefs von Stilling aus dieser Zeit erinnern, der ihm ihre Liebe und Achtung auf eine Zeitlang – nämlich so lang entzog, bis er wieder aufs Reine gekommen war.

Gottlob! dahin kam er wieder, und nun bemerkte er mit Erstaunen, wie sehr sich allmählig die züchtigende Gnade schon von seinem Herzen entfernt hatte – von weitem zeigten sich schon längst erloschene sündliche sinnliche Triebe in seinem Herzen, und der innere Gottesfriede war

in seiner Seele zu einem fernen Schimmer geworden. Der gute Hirte holte ihn um, und leitete ihn wieder auf den rechten Weg, die Mittel dazu zeigt der Verfolg der Geschichte.

Diese Abweichung hatte den Nutzen, daß Stilling die Versöhnungslehre noch genauer prüfte, und nun so fest anfaßte, daß sie ihm keine Gewalt mehr entreißen soll.

[...]

Bald nach Vater Coings Tode kam die Zeit, in welcher der Prorector der Marburger Universität, nebst dem fürstlichen Commissarius, nach Niederhessen reisen, die dortigen Vogtheyen besuchen, und die Zehenden, welche der Universität gehören, an den Meistbietenden versteigern muß. Die beiden Freunde Rieß und Stilling traten also diese Reise an, und letzterer nahm Elise mit, um ihr Aufheiterung, Erholung, und Zerstreung zu verschaffen: denn ihre Krankheit, und besonders des Vaters plötzlicher Tod, hatten ihr sehr zugesetzt. Nach verrichteten Amtsgeschäften gieng Stilling mit ihr über Cassel wieder zurück nach Marburg. In Cassel, und schon etwas früher, fieng Elise an, eine unangenehme Empfindung inwendig im Halse zu bemerken; in Cassel wurde diese Empfindung stärker, und in der rechten Seite ihres Halses entstand ein unwillkührliches und abwechselndes Zucken des Kopfs nach der rechten Seite, doch war es noch nicht merklich. Sie reisten nun nach Hause und warteten ihres Berufs.

Jetzt nahten nun wieder die Herbstferien; der Oheim Kraft in Frankfurth schrieb, daß dort eine reiche blinde Jüdin sey, welche wünsche von Stilling operirt zu werden, sie wolle gern die Reisekosten bezahlen, wenn er kommen und ihr helfen wolle. Stilling war dazu willig, allein er mußte sich erst zu Cassel die Erlaubniß auswirken, weil der Marburger Prorector keine Nacht außer der Stadt zubringen darf. Diese Erlaubniß erhielt er, folglich übertrug er nun sein Amt dem Exprorector, und trat in Begleitung seiner

Elise die Reise nach Frankfurth an. Als sie gegen Abend zu Vilbel, einem schönen Dorfe an der Nidda, zwo Stunden von Frankfurth, ankamen, und vor einem Wirthshaus still hielten, um den Pferden Brodt zu geben, so kam die Wirthin heraus an die Kutsche, und mit ängstlicher Miene sagte sie: Ach wissen Sie denn auch, daß die Franzosen ins Reich eingefallen sind, und schon Speier eingenommen haben? – Diese Nachricht fuhr wie ein electricischer Schlag durch Stillings ganze Existenz, indessen hoffte er noch, daß es ein leeres Gerüchte, und nicht so arg seyn möchte; er setzte also mit seiner Begleitung die Reise nach Frankfurth fort, und kehrte dort bey Kraft ein, hier erfuhr er nun, daß die Nachricht leider! in ihrem ganzen Umfange wahr, und die ganze Stadt in Furcht und Unruhe sey. Es ist durchaus nöthig, daß ich hier über die sonderbaren Wirkungen, welche diese Nachricht in Stillings Seele hervorbrachte, einige Betrachtungen anstelle:

König Ludewig der Vierzehnte, von Frankreich, nach ihm der Herzog Regent von Orleans, und endlich Ludewig der Funfzehnte, hatten in einer Reihe von hundert Jahren, die französische Nation zu einem beyspiellosen Luxus verleitet; eine Nation die in der Wollust versunken ist, und deren Nerven durch alle Arten der Ueppigkeit geschwächt sind, nimmt die witzigen Spöttereyen eines Voltaire als Philosophie, und die sophistischen Träume eines Rousseau als Religion an; dadurch entsteht dann natürlicher Weise ein Nationalcharacter, der für den sinnlichen Menschen äußerst hinreißend, angenehm, und gefällig ist; und da er zugleich das Blendende eines Systems, und eine äußere Politur hat, so macht er sich auch dem Denker interessant, und erwirbt sich daher den Beyfall aller cultivirten Nationen.

Daher kam es denn auch, daß unser deutscher hoher und niederer Adel, Frankreich für die hohe Schule der feinen Lebensart, des Wohlstandes und – der Sittlichkeit, – hielt. Man schämte sich der Kraftsprache der Deutschen, und

sprach französisch; man wählte französische Abentheurer, Friseurs, und – gnug, wenn er ein Franzose war, zu Erziehern künftiger Regenten, und gar oft französische Putzmacherinnen zu Gouvernanten unserer Prinzessinnen, Comtessen, und Fräuleins. Der deutsche Nationalcharacter, und mit ihm die Religion geriethen ins alte Eisen, und in die Rumpelkammer.

Jetzt wollten nun die Gelehrten, und besonders die Theologen rathen und helfen, und dazu wählten Sie – den Weg der Accomodation, sie wollten zwischen Christo und Belial Frieden stiften, jeder sollte etwas nachgeben, Christus sollte die Dogmen der Glaubenslehren aufheben, und Belial die groben Laster verbieten und beyde sollten nun weiter nichts zum Religions-Grundgesetz anerkennen, als die Moral: denn darinnen sey man sich einig, daß sie müsse geglaubt und gelehrt werden; was das Thun betrifft, das überläßt man der Freyheit eines jeden einzelnen Menschen, die heilig gehalten, und keineswegs gekränkt werden darf. Dieses Christo-Belialche System, sollte dann *par honneur de lettre*, Christliche Religions-Lehre heißen, um Christum und seine wahren Verehrer nicht gar zu sehr vor den Kopf zu stoßen. So entstand unsre heut zu Tage so hoch gepriesene Aufklärung, und die Neologie der Christlichen Religion.

Ich bitte aber recht sehr, mich nicht mißzuverstehen! – Vorsätzlich wollte keiner dieser Männer zwischen Christo und Belial – Frieden stiften, zumal, da man die Existenz des Letztern nicht mehr glaubte; sondern die von Jugend auf unvermerkt ins Wesen des menschlichen Denkens, Urtheilens und Schließens eingeschlichene Grundlage aller menschlichen Vorstellungen, die sich – wenn man nicht sehr wachsam ist, uns ganz unwillkührlich durch den Geist der Zeit aufdringt, alterirte das Moral-Prinzip und die Vernunft dergestalt, daß man nun Vieles in der Bibel abergläubisch, lächerlich und abgeschmackt fand, und sich daher über Alles wegsetzte, und nun mit solchen verfälsch-

ten Prinzipien, und alterirten Prüfungs-Organen, die Revision der Bibel, dieses uralten Heiligthums – das kühnste Wagstück unter allen – unternahm. So entstand nun der Beginn des großen Abfalls, den Christus und seine Apostel, und vorzüglich Paulus so bestimmt voraus gesagt, und zugleich bemerkt haben, daß bald darauf der Mensch der Sünden, der Menschgewordene Satan erscheinen, und durch die plötzliche Ankunft des Herrn in den Abgrund geschleudert werden sollte.

Dies große und bedeutende Ganze in Stillings Vorstellungen, von der gegenwärtigen Lage des Christenthums und des Reichs Gottes, hatte sich während einer großen Reihe von Jahren, theils durchs Studium der Geschichte, theils durch Beobachtung der Zeichen der Zeit, theils durch fleißiges Lesen und Betrachten der biblischen Weissagungen, und theils durch Mittheilungen, im Verborgenen großer Männer, nach und nach gebildet, und seine Wichtigkeit erfüllte seine Seele; hiezu kam nun eine andere, nicht weniger wichtige Bemerkung, die mit jenem im Einklang stand.

Er hatte das Entstehen eines großen Bündnisses unter Menschen von allen Ständen bemerkt, seinen Wachsthum und Fortgang gesehen, und seine Grundsätze, die nichts geringers als Verwandlung der Christlichen- in Natur-Religion, und der monarchischen Staatsverfassung in demokratische Republiken, oder doch wenigstens unvermerkte Leitung der Regenten, zum Zweck hatten, kennen gelernt, und durch wunderbare Leitung der Vorsehung von Raschmann erfahren, wie weit die Sache schon gediehen sey, und dies gerade zu der Zeit, als die französische Revolution ausbrach. Er wußte, in wie fern die deutschen Männer von diesem Bunde mit den französischen Demagogen im Einverständniß standen, und war also in der gegenwärtigen Zeitgeschichte, und in ihrem Verhältniß zu den Biblischen Weissagungen hinlänglich orientirt.

Das Resultat von allen diesen Vorstellungen in Stillings

Seele war, daß Deutschland für seine Buhlereyen mit Frankreich, eben durch diese Macht erschrecklich würde gezüchtigt werden, er sahe den großen Kampf vorher, durch den diese Züchtigung ausgeführt werden sollte: denn womit man sündigt, damit wird man gestraft, und da der Abfall gleichsam mit beschleunigter Bewegung zunahm, so ahnete er auch schon von weiten die allmälige vorbereitende Gründung des Reichs des Menschen der Sünden. Daß dies Alles seine Richtigkeit habe, nämlich: daß diese Vorstellungen wirklich in Stillings Seele lebten und webten, ehe jemand an die französische Revolution und ihre Folgen dachte, das bezeugen gewisse Stellen in seinen Schriften, und besonders eine öffentliche Rede, die er 1786 in der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft zu Mannheim gehalten hat, die aber aus leicht zu begreifenden Ursachen nicht gedruckt worden ist. Bey allen diesen Ueberzeugungen und Vorstellungen aber hatte er doch nicht gedacht, daß das Gewitter so schnell und so plötzlich über Deutschland ausbrechen würde – das vermuthete er wohl, daß die französische Revolution den entfernten Grund zum großen, letzten Kampf zwischen Licht und Finsterniß legen würde, aber daß dieser Kampf so nahe sey, das ahnete er nicht: denn es war ihm gar nicht zweifelhaft, daß die vereinigte Macht der deutschen Fürsten in Frankreich siegen würde – aber jetzt erfuhr er das ganz anders – es war ihm unbeschreiblich zu Muthe: auf der einen Seite nunmehr solche Erwartungen in der Nähe, die die höchsten Wünsche des Christen übersteigen, und auf der andern auch Erwartungen von nie erhörten Trübsalen und Leiden, die der bevorstehende große Kampf unvermeidlich mit sich bringen würde. Ja wahrlich! eine Gemüthsverfassung, deren Gewalt einen Mann, der in seinem Leben so viel gelitten, so viel gearbeitet hatte, und noch arbeitete, leicht hätte zu Boden drücken können, wenn ihn nicht die Vorsehung zu wichtigen Zwecken hätte aufbewahren wollen.

Man sollte denken, das sey nun schon Schmelzfeuer gnug gewesen, allein gerade jetzt in dieser Angstzeit kam noch eine besondere Glut hinzu, die der große Schmelzer, aus Ihm allein bekannten Ursachen, zu veranstalten nöthig fand: ich habe oben erinnert, daß Elise durch Schrecken, in einem durch Krankheit geschwächten Zustand, ein Zucken des Kopfs nach der rechten Seite bekommen habe; bis daher war dieses Uebel eben nicht sehr bedeutend gewesen; aber jetzt wurde es für die gute Seele und ihren Mann fürchterlich und schrecklich: denn des andern Tages ihrer Anwesenheit in Frankfurth entstand ein schrecken voller Allarm, die Franzosen seyen im Anmarsch – der Magistrat versammelte sich auf dem Römer, Wassertonnen wurden gefüllt, um bey dem Bombardement den Brand löschen zu können, u. s. w. mit einem Wort, der allgemeine Schrecken war unbeschreiblich; für Elise kam aber nun noch ein besonderer Umstand hinzu: die Universität Marburg ist ein Hessischer Landstand, Stilling war ihr Prorector, und ihr Landesherr im Krieg mit Frankreich. Es war also nichts wahrscheinlicher, als daß die Franzosen bey ihrem Einfall in Frankfurth, Stilling als Geißel nach Frankreich schicken würden. Dies war für Elise, die ihren Mann zärtlich liebt, zu viel; jetzt zuckte der Kopf beständig nach der rechten Schulter, und der ganze obere Körper wurde dadurch verzogen – Elise litt sehr dabey, und Stilling glaubte in all dem Jammer vergehen zu müssen; Elise hatte einen geraden schönen Wuchs, und nun die drückende Leidensgestalt – es war kaum auszuhalten; bey allem dem war es schlechterdings unmöglich, aus der Stadt zu kommen, dieser und der folgende Tag mußte noch ausgehalten werden, wo sich dann auch zeigte, daß die Franzosen erst Maynz einzunehmen suchten; jetzt fand Stilling Gelegenheit zur Abreise, und da die Jüdin unheilbar blind war, so fuhr er mit Elise wieder nach Marburg. Hier wurden nun alle mögliche Mittel versucht, die gute Seele von ihrem Jammer zu befreyen, allein Alles ist bis dahin vergebens gewesen, sie

trägt dies Elend nun über eilf Jahr – es ist zwar etwas besser als damals, indessen doch noch immer ein sehr hartes Kreuz für sie selbst und auch für ihren Mann.



Jung-Stilling während seiner Zeit als Professor in Marburg.

Stilling wirkte in seinem Prorektorat und Lehramt treulich fort, und Elise trug ihren Jammer wie es einer Christin gebührt; hiezu gesellte sich nun noch die Angst von den Franzosen überfallen zu werden; der Kurfürst kam zwar anfangs October wieder, aber seine Truppen rückten wegen des schlimmen Wetters sehr langsam nach. Hessen, und mit ihm die ganze Gegend war also unbeschützt, folglich hatte der französische General Custine freye Hand – wäre sein Muth und sein Verstand so groß gewesen, wie sein Schnurr- und Backenbart, so hätte ein größerer Theil von Deutschland seine politische Existenz verloren: denn die allgemeine Stimmung war damals revolutionär und günstig für Frankreich.

Indessen wußte man damals doch nicht, was Custine vorhatte, und man mußte alles erwarten; seine Truppen hausten in der Wetterau umher, und man hörte zu Zeiten ihren Kanonendonner; Alles rüstete sich zur Flucht, nur die Chefs der Collegien durften nicht von ihren Posten gehen, folglich auch Stilling nicht, er mußte aushalten.

Diese Lage drückte seine Seele, die ohnehin von allen Seiten geängstigt war, außerordentlich.

An einem Sonntag Morgen, gegen das Ende des Octobers, entstand das fürchterliche Gerücht in der Stadt, die Franzosen seyen in der Nähe, und kämen den Lahnberg herunter – jetzt gieng Stilling das Wasser an die Seele, er fiel auf seiner Studierstube auf die Knie und flehte mit Thränen zum Herrn um Trost und Stärke; jetzt fiel sein Blick auf ein Spruchbüchlein, welches da vor ihm unter andern Büchern stand, er fühlte eine Anregung in seinem Gemüth es aufzuschlagen, er schlug auf, und bekam den Spruch: Ich hebe meine Hände auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kömmt, meine Hülfe kommt vom Herrn, u. s. w. noch einmal schlug er auf, und nun hieß es: Ich will eine feurige Mauer umher seyn, u. s. w. muthig und getrost stand er auf, und von der Zeit an hatte er auch keine Angst mehr für die Franzosen; es kamen auch

wirklich keine, und bald rückten die Preußen und Hessen heran, Frankfurth wurde erobert, und dann Mainz belagert.

Hier muß ich zwei Anmerkungen machen, die mir keiner meiner Leser verübeln wird.

1) Das Aufschlagen biblischer Sprüche um den Willen Gottes oder gar die Zukunft zu erforschen, ist durchaus Mißbrauch der Heiligen Schrift, und dem Christen nicht erlaubt. Will man es thun, um aus dem göttlichen Wort Trost zu holen, so geschehe es mit völliger Gelassenheit und Ergebung in den Willen Gottes, aber man werde auch nicht niedergeschlagen oder kleinmüthig, wenn man einen Spruch bekommt, der nicht tröstlich ist – das Aufschlagen ist kein Mittel, das uns Gott zu irgend einem Zweck angewiesen hat, es ist eine Art des Looses, und dies ist ein Heiligthum, das nicht entweiht werden darf.

2) Stillings außerordentliche Aengstlichkeit mag wohl hier und da die nachtheilige Idee für ihn erregen, als sey er ein Mann ohne Muth. Darauf dient zur Antwort: Stilling zittert für jeder kleinen und großen Gefahr, ehe sie zur Wirklichkeit kommt; aber wenn sie da ist, so ist er auch in der größten Noth muthig und getrost. Dies ist aber auch die natürliche Folge lang erduldeten Leiden: man fürchtet sie, weil man ihre Schmerzen kennt, und man trägt sie getrost, weil man des Tragens gewohnt ist, und ihre gesegnete Folgen weiß.

Auf die nächsten Osterferien wurde Stilling von der würdigen von Vinckischen Familie zum Besuch nach Preußisch-Minden eingeladen; er nahm diese Einladung mit Dank an, und sein Hausfreund der junge Vincke und noch einige Freunde aus Cassel begleiteten ihn. Auf dieser Reise litt Stilling sehr am Magenkrampf, die Witterung war rauh, und er machte sie zu Pferde. Von Minden begleitete er auch gedachte Familie nach ihrem prächtigen Rittersitz Ostenwalde vier Stunden von Osnabrück, dann reiste er über Detmold wieder nach Haus.

Auf dieser Reise lernte Stilling einige merkwürdige Personen kennen, mit denen er noch zum Theil in genaue freundschaftliche Verhältnisse kam, nämlich die nunmehr verstorbene Fürstin Juliane von Bückeberg, Kleucker in Osnabrück – dieser hatte Stilling aber vorher schon in Marburg besucht – Möser und seine Tochter, die Frau von Voigt, die Fürstin Christine von der Lippe zu Detmold, die drey Theologen, Ewald, Passavant, von Cölln, und den fürstl. Lippischen Leibarzt Scherf. Alle diese würdige Personen erzeugten Stilling Ehre und Liebe. Dann lebte auch damals noch in Detmold eine sehr würdige Matrone, die Wittwe des seel. General-Superintendenten Stosch mit ihren Töchtern, deren die älteste Selma's vertraute Freundin gewesen war; Stilling besuchte sie, und wurde mit rührender Zärtlichkeit empfangen; bey dem Abschied fiel ihm die ehrwürdige Frau um den Hals, weinte, und sagte: wenn wir uns hier nicht wieder sehen, so beten Sie doch für mich, daß mich der Herr vollenden wolle, damit ich Sie dereinst in seinem Reich wiederum, freudiger wie jetzt, möge umarmen können.

Als Stilling von dieser Reise wieder nach Marburg, und vor seine Hausthür kam, so trat Elise heraus um ihren Mann zu empfangen, aber Welch ein Anblick! – ein Schwert fuhr durch seine Seele – Elise stand da krumm und schief, ihr Halsziehen theilte sich auch dem obern Körper stärker mit – es war schrecklich! das Herz blutete für Mitleid und Wehmuth, aber das half nicht, es mußte ertragen werden. Indessen geschah alles, um die gute Frau zu curiren: man versuchte die wirksamsten Mittel: Vier Kegel Moxa wurden auf ihren Schultern auf der bloßen Haut verbrannt; sie ertrug diese schreckliche Schmerzen ohne einen Laut von sich geben, allein es half nicht; sie brauchte Bäder, und die Spritztauche, die auch sehr heftig wirkt, allein es kam weiter nichts dabey heraus, als daß sie nun die zweyte unzeitige Niederkunft aushalten mußte, wobey sie wirklich in Lebensgefahr gerieth, doch aber unter Gottes Beystand

durch die angewandten Mittel wieder zurecht gebracht wurde. Nach und nach besserte es sich mit dem Halsziehen in so fern, daß es denn doch erträglicher wurde.

In diesem Frühjahre 1793 trat der Candidat Coing sein Predigtamt an, indem er bey der reformirten Gemeinde zu Gemünd einer Stadt im Oberfürstenthum Hessen, fünf Stunden von Marburg angestellt wurde. Er war etwas über ein halb Jahr in Stillings Haus gewesen; Coing würde auch dann sein Bruder seyn, wenn ihn kein Band der Blutsverwandschaft an sein Herz knüpfte.

Das Merkwürdigste was in diesem und dem folgenden Jahr in Stillings Geschichte vorkommt, ist die Herausgabe zweyer Werke, die eigentlich die Werkzeuge der Entscheidung seiner Bestimmung geworden sind; nämlich die Scenen aus dem Geisterreich, zwei Bände, und dann Heimweh in vier Bänden und dem dazu gehörigen Schlüssel.

Die Scenen aus dem Geisterreich thaten unerwartete Wirkung, sie erwarben Stilling ein großes religiöses Publikum – ich kann ohne Pralerey, mit der Wahrheit sagen: in allen vier Welttheilen; dadurch wurden nun allenthalben die wahren Verehrer Jesu Christi aufs neue aufmerksam auf den Mann, dessen Lebensgeschichte schon Eindruck auf sie gemacht hatte. Die Scenen könnte man wohl die Vorläufer des Heimwehs nennen: sie machten aufmerksam auf den Verfasser; das Heimweh aber vollendete alles, es entschied ganz allein Stillings Schicksal, wie der Verfolg zeigen wird.

Der Ursprung beyder Bücher ist sehr merkwürdig: denn er beweist unwiderlegbar, daß Stilling schlechterdings nichts zu seiner Bestimmung und zur Entscheidung seines Schicksals beygetragen habe; dies ist zwar in seiner ganzen Führung der Fall, wie ich am Schluß dieses Bandes zeigen werde, aber bey diesen Büchern, die lediglich, besonders das Heimweh, die eigentlichen Werkzeuge seiner Bestimmung sind, kommt es darauf an, daß ich ihren Ursprung mit allen Umständen, und nach der genauesten Wahrheit erzähle.

Die Scenen aus dem Geisterreich entstanden folgendergestalt: als noch Raschmann mit seinen Grafen in Marburg war; so wurde einmals des Abends in einer Gesellschaft bey ihm, von Wielands Uebersetzung des Lucians gesprochen; Raschmann las einige Stellen daraus vor, die äußerst komisch waren, die ganze Gesellschaft lachte überlaut, und jeder bewunderte diese Uebersetzung als ein unnachahmliches Meisterstück. Bey einer gewissen Gelegenheit fiel nun Stilling dies Buch wieder ein; flugs ohne sich lange zu bedenken, verschrieb er es für sich. Einige Zeit nachher schlug ihn das Gewissen über diesen übereilten Schritt: Wie! – sprach diese rügende Stimme in seiner Seele, du kaufst ein so theures Werk von sieben Bänden! – und zu welchem Zweck? – blos um zu lachen! – und du hast noch so viele Schulden – und Frau und Kinder zu versorgen! – und wenn das alles nicht wäre, welche Hülfe hättest du einem Nothleidenden dadurch verschaffen können? – du kaufst ein Buch, das dir zu deinem ganzen Beruf nicht einmal nützlich, geschweige nothwendig ist. Da stand Stilling vor seinem Richter wie ein armer Sünder, der sich auf Gnade und Ungnade ergiebt. Es war ein harter Kampf, ein schweres Ringen um Gnade – endlich, erhielt er sie, und nun suchte er auch an seiner Seite dies Vergehen so viel möglich wieder gut zu machen. Haben Lucian und Wieland – dachte er – Scenen aus dem Reich erdichteter Gottheiten geschrieben, theils um das Ungereimte der heidnischen Götterlehre auf seiner lächerlichen Seite zu zeigen, theils auch um dadurch die Leser zu belustigen, so will ich nun Scenen aus dem wahren christlichen Geisterreich, zum ernstlichen Nachdenken, und zur Belehrung und Erbauung der Leser schreiben, und das dafür zu erhaltende Honorarium zum besten armer Blinder verwenden; diesen Gedanken führte er aus, und so entstand ein Buch, welches oben bemerkte durchaus unerwartete Wirkung that. Der Ursprung des Heimweh's war eben so wenig planmäßig: Stilling hatte durch eine besondere Veranlassung,

den Tristram Shandy von Lorenz Sterne aufmerksam gelesen. Bald nachher fügte es sich auch, daß er die Lebensläufe in aufsteigender Linie las. Beyde Bücher sind bekanntlich in einem sententiösen humoristischen Styl geschrieben. Bey dieser Lectüre hatte Stilling einen weit andern Zweck als den, welchen die Vorsehung dabey bezielte.

Zu diesen zweyen Vorbereitungen kam nun noch eine dritte: Stilling hatte seit Jahr und Tag den Gebrauch gehabt; täglich einen Spruch aus dem alten Testament, aus dem Hebräischen, und auch einen aus dem neuen Testament, aus dem Griechischen zu übersetzen, und dann daraus eine kurzgefaßte und reichhaltige Sentenz zu formiren. Dieser Sentenzen hatte er in einer großen Menge vorrätzig, und dabey keinen andern Zweck als Bibelstudium. Wer konnte sich nun vorstellen, daß diese geringfügige, und im Grunde nichts bedeutende Sachen, den wahren und eigentlichen Grund zur Entwicklung einer so merkwürdigen Führung legen sollten? – Warlich! Stilling ahnte so etwas nicht von ferne.

Bald nach dem Lesen oben bemerkter Bücher, etwa gegen das Ende des Julius 1793 kam an einem Vormittag der Buchhändler Krieger in Marburg zu Stilling, und bat ihn, er möchte ihm doch auch einmal etwas ästhetisches, etwa einen Roman, in Verlag geben, damit er etwas hätte, das ihm Nutzen brächte, mit den trockenen Compendien gieng es so langsam her, u. s. w. Stilling fand in seinem Gemüth etwas, das diesen Antrag billigte; er versprach ihm also ein Werk von der Art, und daß er auf der Stelle damit anfangen wolle.

Jetzt fiel Stilling plötzlich der Gedanke ein, er habe von Jugend auf den Wunsch in seiner Seele genährt, nach Johann Bunians Beyspiel, den Buß- Bekehrungs- und Heiligungs-Weg des wahren Christen, unter dem Bilde einer Reise zu beschreiben; er beschloß also diesen Gedanken jetzt einmal auszuführen, und da er erst kürzlich jene humoristischen Bücher gelesen, diesen Styl, und diese Art des Vortrags zu

wählen, und dann seinen Vorrath von Sentenzen überall auf eine schickliche Weise mit einzumischen. Zu dem Titel das Heimweh, gab ihm eine Idee Anlaß, die er kurz vorher jemand in sein Stammbuch geschrieben hatte, nämlich: Seelig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Haus kommen! – denn er urtheilte, daß sich dieser Titel gut zu einem Buch schickte, das die leidensvolle Reise eines Christen nach seiner himmlischen Heimath enthalten sollte.

So vorbereitet fieng nun Stilling an das Heimweh zu schreiben. Da er aber nicht recht traute, ob es ihm auch in dieser Methode gelingen würde, so las er die ersten sechs Hefte zweyen seiner vertrauten Freunde, Michaelis und Schlarbaum vor; diesen gefiel der Anfang außerordentlich, und sie munterten ihn auf, so fortzufahren. Um aber doch sicher zu gehen, so wählte er sieben Männer aus dem Kreis seiner Freunde, die sich alle vierzehn Tage bey ihm versammelten, und denen er dann das binnen der Zeit Geschriebene vorlas, und ihr Urtheil darüber anhörte.

Der Gemüthszustand, in welchen Stilling während dem Ausarbeiten dieses, vier große Octavbände starken, Buchs versetzt wurde, ist schlechterdings unbeschreiblich; sein Geist war wie in ätherische Kreise emporgehoben; ihn durchwehte ein Geist der Ruhe und des Friedens, und er genoß eine Wonne, die mit Worten nicht beschrieben werden kann. Wenn er anfieng zu arbeiten, so strahlten Ideen seiner Seele vorüber, die ihn so belebten, daß er kaum so schnell schreiben konnte, als es der Ideengang erforderte; daher kam es auch, daß das ganze Werk eine ganz andere Gestalt, und die Dichtung eine ganz andere Tendenz bekam, als er sie sich im Anfang gedacht hatte.

Hierzu kam nun noch eine sonderbare Erscheinung: in dem Zustande zwischen Schlafen und Wachen stellten sich seinem innern Sinn ganz überirrdisch schöne, gleichsam paradiesische Landschafts-Aussichten vor – er versuchte sie zu zeichnen, aber das war unmöglich. Mit dieser Vor-

stellung war dann allemal ein Gefühl verbunden, gegen welches alle sinnliche Vergnügen wie nichts zu achten sind – es war eine seelige Zeit! – dieser Zustand dauerte genau so lang, als Stilling am Heimweh schrieb, nämlich vom August 1793 bis in den December 1794, also volle fünf viertel Jahr.

Hier muß ich aber den christlichen Leser ernstlich bitten, ja nicht so lieblos zu urtheilen, als ob Stilling sich dadurch etwa einer göttlichen Eingebung, oder nur etwas ähnliches, anmaßen wolle. – Nein Freunde! Stilling maßt sich überhaupt gar nichts an: – es war eine erhöhte Empfindung der Nähe des Herrn, der der Geist ist; dies Licht strahlte in seine Seelenkräfte, und erleuchtete die Imagination und die Vernunft. In diesem Licht sollte Stilling das Heimweh schreiben; aber deswegen ist es doch immer ein gebrechliches Menschenwerk: wenn man einem Lehrjungen, der bisher beym trüben Oellicht armselige Sachen machte, auf einmal die Fensterladen öffnet, und die Sonne auf seine Werkstätte strahlen läßt, so macht er noch immer Lehrjungenarbeit, aber sie wird doch besser als vorher.

Daher kam nun auch der beyspiellose Beyfall, den dies Buch hatte: eine Menge Exemplare wanderten nach Amerika, wo es häufig gelesen wird. In Asien, wo es christlich gesinnte Deutsche giebt, wurde das Heimweh bekannt und gelesen. Aus Dännemark, Schweden und Rußland bis nach Astrakan, bekam Stilling Zeugnisse dieses Beyfalls. Aus allen Provinzen Deutschlands erhielt Stilling aus allen Ständen vom Thron bis zum Pflug eine Menge Briefe, die ihm den lautesten Beyfall bezeugten; nicht wenige gelehrte Zweifler wurden dadurch überzeugt, und für das wahre Christenthum gewonnen; mit einem Wort es giebt wenig Bücher, die eine solche starke und weit um sich greifende Sensation gemacht haben, als Stillings Heimweh. Man sehe dies nicht als Prahlerey an, es gehört zum Wesen dieser Geschichte.

Aber auch auf Stilling selbst wirkte das Heimweh mächtig und leidensvoll – die Wonne, die er während dem Schreiben empfunden hatte, hörte nun auf; die tiefe und die innere Ueberzeugung, daß auch die Staatswirthschaft sein wahrer Beruf nicht sey, brachte eben die Wirkung in seinem Gemüth hervor, wie ehemals die Entdeckung in Elberfeld, die ausübende Arzneykunde sey seine Bestimmung nicht, ihn drückte eine bis in das Innerste der Seele dringende Wehmuth, eine unaussprechliche Zerschmolzenheit des Herzens, und Geistes-Zerknirschung; alles Lob und aller Beyfall der Fürsten, der größten und berühmtesten Männer, machte ihm zwar einen Augenblick Freude, aber dann empfand er tief, daß ihn ja das alles nicht angienge, sondern daß alles Lob nur dem gebühre, der ihm solche Talente anvertraut habe; so ist seine Gemüthsstellung noch, und so wird sie auch bleiben.

Es ist merkwürdig, daß grade in diesem Zeitpunkt drey ganz von einander unabhängige Stimmen Stillings akademisches Lehramt nicht mehr für seinen eigentlichen Beruf erklärten.

Die Erste war eine innere Ueberzeugung, die während der Zeit, in welcher er am Heimweh schrieb, in ihm entstanden war, und von welcher er keinen Grund anzugeben wußte. Der Grundtrieb, den er von Kind auf so stark empfunden hatte, ein wirksames Werkzeug zum Besten der Religion in der Hand des Herrn zu werden, und der auch immer die wirkende Ursache von seinen religiösen Nebenbeschäftigungen war, stand jetzt in größerer Klarheit vor seinen Augen als jemals, und erfüllte ihn mit Sehnsucht von allem Irdischen losgemacht zu werden, um dem Herrn und seinem Reich ganz allein und aus allen Kräften dienen zu können.

Die zweyte Stimme, die das nämliche sagte, sprach aus allen Briefen, die aus den entferntesten und nächsten Gegenden einliefen: die größten und kleinsten Männer, die Vornehmsten und Geringsten forderten ihn auf, sich dem

Dienst des Herrn und der Religion ausschließlich und ganz zu widmen, und daß er ja nicht aufhören möchte, in diesem Fach zu arbeiten.

Die dritte Stimme endlich war, daß um eben diese Zeit die akademischen Orden und der Revolutionsgeist in Marburg unter den Studirenden herrschend waren, wodurch ihr ganzes Wesen mit solchen Grundsätzen und Gesinnungen angefüllt wurde, die den Lehren, welche Stilling vortrug, schnurgerade entgegen waren; daher nahm die Anzahl seiner Zuhörer immer mehr und mehr ab, und der Geist der Zeit, die herrschende Denkungsart, und die allgemeine Richtung der deutschen Cameral-Politik, ließen ihm keinen Schimmer von Hoffnung übrig, daß er fernerhin durch seine staatswirthschaftlichen Grundsätze Nutzen stiften würde.

Jetzt bitte ich nun einmal ruhig zu überlegen, wie einem ehrlichen gewissenhaften Mann in einer solchen Lage zu Muthe seyn müsse! – und ob die ganze Stellung dieses Schicksals Stillings, blindes Ohngefähr und Zufall seyn konnte?

Briefwechsel mit Immanuel Kant

Brief Jung-Stillings an Immanuel Kant

Marburg d. 1sten März 1789.

Verehrungswürdiger Mann!

Das ist das zweytemal, daß ich in meinem Leben an Sie schreibe; vor etlichen Jahren schickte ich Ihnen ein Tractätgen, *Blicke in die Geheimnisse der NaturWeisheit*, welches ich anonymisch hatte drucken lassen; Sie werden sich dessen noch wohl erinnern. Jezt aber rede ich in einem ganz andern Ton mit Ihnen, jezt kan ich nicht anders, als Ihnen von ganzem Hertzen danken.

Meine ganze LebensGeschichte, die unter *Stillings* Namen zu Berlin bey Decker herausgekommen, beweist, wie sehr ich Ursache habe, einen Gott, einen Erlöser und Lehrer der Menschen und die allerspeziellste Vorsehung zu glauben; wie sehr ich mich also bey dem schrecklichen philosophischen Wirrwarr und Unsinn, Pro- und Contra-Gerässonir, genöthigt sahe, an das Neue Testament zu halten, wenn ich nicht in einen grund- und bodenlosen Abgrund versincken wollte. Und doch runge meine Vernunft unaufhörlich nach apodiktischer Gewisheit, die mir weder Bibel noch Wolf noch Mystiker noch Hume noch Loke noch Schwedenburg noch Helvetius geben konnte; unbedingtes banges ängstliches Glauben war also mein Looß. Indessen drung der Determinismus mit aller seiner HeeresMacht auf mein Herz, auf Verstand und Vernunft an, um mich ganz einzuschliesen und allmällig zu erobern. Kein Feind war mir von jeher fürchterlicher als eben der Determinismus; er ist der größte Despote der Menschheit, er erstickt jeden Keim zum Guten und jedes fromme Vertrauen auf Gott. Und doch ist es so zuverlässig und gewiß wahr, so entscheidend für jeden denckenden Kopf, daß die Welt ohne Rettung verlohren, Religion und Sitten hin sind, so bald wir unsre

SinnenWelt isoliren und glauben, sie sey *an sich selbst* gerade so, wie wir sie uns vorstellen und dencken. Wer in aller Welt läst sich aber träumen, daß es einen Kantischen transcendentalen Idealismus giebt? – hätten Sie dies Geheimnis nicht aus den Tiefen der menschlichen Seele hervorgearbeitet und offenbart, was wär dann aus der Sache geworden? Alles was die Grosen unserer Zeit von feinerem Determinismus träumen, sind Seifenblasen, die sich alle am Ende in Fatalismus auflösen; da ist keine Rettung, kein anderer Ausweg.

In dieser Angst kamen mir verwichenen Herbst einige Abhandlungen im Teutschen Museum zu Gesicht, die vom SittenGesetz handelten; auf einmal wurde mir warm. Die allgemein verschriene Dunckelheit Ihrer Schriften und das Geschwätz Ihrer Gegner, als wenn Sie der Religion gefährlich wären, hatten mich abgeschreckt. Jezt aber gab ich mich ans Werck, laße erst Schulzens Erläuterung der Critik der reinen Vernunft, und so wie ich laße, alles faste, alles begrif, so fiel mir die Hülle von den Augen, mein Hertz wurde erweitert, und es durchdrung mich ein Gefühl von Beruhigung, das ich nie empfunden hatte. Ich laß also nun die Critick der reinen, und dann auch der praktischen Vernunft, und bey mehrmaliger Wiederholung verstehe und begreif ich alles und finde nun apodiktische Wahrheit und Gewisheit allenthalben. Gott seegne Sie! – Sie sind ein großes, sehr großes Werckzeug in der Hand Gottes; ich schmeichle nicht – Ihre Philosophie wird eine grössere, geseegnetere und allgemeinere Revolution bewürcken als Luthers Reformation. Denn so bald man die Critick der Vernunft wohl gefast hat, so sieht man, daß keine Widerlegung möglich ist. Folglich muß Ihre Philosophie ewig und unveränderlich seyn, und ihre wohlthätige Würckungen werden die Religion Jesu auf ihre ursprüngliche Reinigkeit, wo sie bloß Heiligkeit zum Zweck hat, führen; alle Wissenschaften werden systematischer, reiner und gewisser werden, und die Gesetzgebung besonders wird

außerordentlich gewinnen.

Ich bin ordentlicher Lehrer der StaatsWirthschaft im ganzen Umfang des Worts; eine ganze Reyhe von Lehrbüchern in diesem Fach ist von mir im Druck erschienen, und durchgehends sind alle wohl aufgenommen worden. Und doch sehe ich allenthalben Mängel und Gebrechen, weil es mir an einer wahren und reinen Metaphysick der Gesetzgebung mangelt; diese letztere ist bey mir die Hauptsache. Wie sehr wünschte ich, daß Sie auch diese noch bearbeiten könnten! Haben wir Hofnung dazu?

Nach den vier Classen der Categorien fielen mir lezthin, bey Lesung des Geistes der Gesetze von Montesquieu, auch sich vier darauf gründende Principien des Naturgesetzes ein: 1. Erhalte dich selbst 2. Befriedige deine Bedürfnisse. 3. Sey ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft. Und 4. Vervollkomme dich selbst. Ich will nun die Critick der practischen Vernunft noch einmal recht durchstudiren und sehen, ob ich auf die Spur komme. Dörfte ich wohl Ihre Gedancken über obige Prinzipien erwarten? Ich will Ihnen gewis so selten wie möglich eine Stunde rauben, allein da ich nun anfangen, mein System der Staatswirthschaft auszuarbeiten, so mögte ich gern sichern Grund haben und auf Ihre philosophische Grundsätze bauen.

Gott, wie ruhig, wie voller seeligen Erwartung können Sie dem Abend Ihres Lebens entgegen gehen! Gott mache ihn heiter und voller Empfindungen der frohen Zukunft. Leben Sie wohl, groser edler Mann! Ich bin ewig

Ihr

wahrer Verehrer

Dr. Jung.

Antwortbrief Immanuel Kants

Nach d. 1. März 1789

Sie sehen, Theurester Mann, alle Untersuchungen, die die Bestimmung des Menschen angehen, mit einem Interesse an, das Ihrer Denkungsart Ehre macht und wovon der bey weitem größte Theil speculirender Köpfe nichts fühlt, der nur von dem Interesse ihrer Schule, oder ihrer eigenen Eitelkeit eingenommen ist. Sie thun auch daran sehr wohl, daß Sie die letzte Befriedigung ihres nach einem sicheren Grunde der Lehre und der Hofnung strebenden Gemüths im Evangelium suchen, diesen unvergänglichen Leitfaden wahrer Weisheit, mit welchem nicht allein eine ihre Speculation vollendende Vernunft zusammentrifft, sondern daher sie auch ein neues Licht in Ansehung dessen bekommt, was, wenn sie gleich ihr ganzes Feld durchmessen hat, ihr noch immer dunkel bleibt und wovon sie doch Belehrung bedarf.

Daß Ihnen die Kritik der Vernunft in dieser Absicht nützlich gewesen, muß ich eher Ihrer guten Denkungsart, die aus allem, wenn gleich Mangelhaften, Gutes zu ziehen weiß, als meinem Verdienste zuschreiben. Am wenigsten aber hätte ich erwartet, daß Sie in dem System der Categorien, welches freylich aller Eintheilung der Principien einer wissenschaftlichen Erkenntnis aus Begriffen a priori zum Grunde liegen muß, für die bürgerliche Gesetzgebung und ein darnach mögliches System derselben, Hülfe suchen würde[n]. Ich glaube auch, daß sie hierin nicht fehl gerathen haben.

Die Principien, die Sie der Gesetzgebung zum Grunde Ihrer Eintheilung zu legen in Vorschlag bringen, können nicht füglich dazu dienen, weil sie insgesamt noch als praecepta für den Menschen im Naturzustande gelten, selbst das 3te nicht ausgenommen: „sey ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft“. Es fragt sich eigentlich, wie

Gesetze in einer schon vorausgesetzten bürgerlichen Gesellschaft gegeben werden sollen und da glaube ich, könne man nach der Ordnung der Categorien sagen:

1mo der Quantität nach, müssen sie so beschaffen seyn, als ob einer für alle und alle für einen sie beschlossen hätte; daß sie

2do der Qualität nach, nicht den Zweck der Bürger (jedes seine Glückseligkeit, die man jeden nach seiner Neigung und Vermögen selbst kan besorgen lassen), sondern um die Freyheit eines jeden und die Einschränkung derselben durch den Zwang, auf die Bedingungen, unter denen sie mit jedes andern Freyheit zusammen bestehen kan, betreffen müssen. Daß sie, was

3tio die Relation der Handlungen des Bürgers betrifft, nicht diejenige betreffen müssen, welche er gegen sich selbst ausübt, oder unmittelbar in Ansehung Gottes zu verrichten vermeynt, sondern nur die äußere Handlungen, dadurch er anderer Mitbürger Freyheit einschränkt. Daß

4to der Modalität nach, die Gesetze (als Zwangsgesetze) um der allgemeinen Freyheit selber nicht anders als so fern sie nothwendig zu dieser erforderlich sind und nicht als willkürliche und zufällige Gebote, um beliebiger Zwecke willen, gegeben werden müssen.

Das allgemeine Problem der bürgerlichen Vereinigung aber ist: Freyheit mit einem Zwange zu verbinden, welcher doch mit der allgemeinen Freyheit und zur Erhaltung derselben zusammenstimmen kan. Auf solche Art entspringt ein Zustand der äußeren Gerechtigkeit (*status iustitiae externae*), wodurch das, was im natürlichen Zustande blos Idee war, nämlich das Recht, als bloßes Befugnis zu zwingen, realisirt wird.

Ich werde gegen Ende dieses Sommers meine Metaphysik der Sitten auszuarbeiten anfangen und denke gegen künftige Ostern damit fertig zu werden. In derselben werden die Principien a priori für eine bürgerliche Verfassung überhaupt auch abgehandelt werden.

Bey der Rechtschaffenheit der Denkungsart und dem lebhaften Antheil an allem Guten, den Ihre an mich erlassene Briefe athmen, kan es nicht fehlen, daß die Ruhe der Seele, welche Sie mir am Abende meines Lebens nicht ohne Grund zuzuschreiben belieben, ihre eigene Tage, deren Sie noch viele erleben mögen, erheitern.
Ich bin mit Hochachtung und Freundschaft
Ihr ergebenster Diener
I. Kant.

Scenen aus dem Geisterreiche

[...]

Zweite Scene.

(Im Reiche des Unterrichts oder im Kinderreiche.)
Die Naturforscher.¹

Personen: Timeus, Zalmon, Ferial, Alima und Zuriel.

Timeus. So schön auch dieses Land ist, so bietet es doch dem Naturforscher keine Gelegenheit dar, seine Kenntnisse zu erweitern. Ich möchte mir so gerne in den Nebenstunden ein Mineralienkabinet sammeln, aber dazu komm' ich nicht. Meint ihr denn, ich hätte bisher eine Spur von Metallen oder Steinarten gefunden? – Wenn ich zuweilen etwas Besonderes entdeckt zu haben glaubte, so verschwindet es mir in der Hand und vergeht wie ein Nebel, noch ehe ich seinen Charakter nach Kronstädt oder Kirwan untersuchen kann.

Zalmon. Gerade so geht's mir mit den Pflanzen: Hier kenne ich nicht eine einzige! Ich habe das ganze Linné'sche System durchdacht, und Alles, was ich hier sah, damit verglichen; allein das paßt Alles nicht; und was noch das Verdrießlichste ist, immer blühen neue Arten hervor – will man eine Pflanze beobachten, und man besieht sie, um einige Charakterzüge an ihr zu bemerken, und man kommt nach einiger Zeit wieder auf die Stelle, so ist eine ganz andere da; oft breche ich eine Blume ab, aber sie verdampft mir in der Hand, sie scheint ein geistiges, mit Empfindung begabtes Wesen zu seyn; an's Aufbewahren ist hier nicht zu

¹ Bei dieser Scene habe ich keineswegs den Zweck, das Studium der Naturgeschichte zu tadeln, sondern nur den übermäßigen Hang zu dieser Wissenschaft zu rügen; wodurch Mancher verleitet wird, ihr seine ganze Existenz zu widmen.

denken. O, es ist Schade! denn die Schönheit der Farben und der Gestalten geht über alle Vorstellung!

Alima. Ach! ich bin noch weit übler daran: so lange ich hier bin, habe ich Insekten gesucht, aber nicht ein Käferchen, kein Würmchen, nicht einmal einen Schmetterling habe ich gefunden! Oft sehe ich aus Lichtfarben gebildete Wesen über die Fluren hinziehen, die bald auf einer Blume ruhen, bald safranfarbene Wölkchen um sich her sammeln, und dann sanft in die Höhe steigen und wieder sinken, als wenn sie ihrem Schöpfer ein Fest feierten! *Spiritus vini* hat man hier nicht, und wer weiß, ob sich diese Thiere darin aufbewahren lassen?

Timeus. Es geht uns Dreien also auf einerlei Weise. In meinem ehemaligen Leben dachte ich mir die Sache ganz anders; ich glaubte, es sey Menschenpflicht, die Werke des Schöpfers und aus diesem Ihn selbst kennen zu lernen; und da doch alle Geschöpfe einen Nutzen haben, so stellte ich mir vor, es sey gut, dessen Nutzen zu erforschen, um damit dem Nebenmenschen dienen zu können.²

Zalmon. Gerade das waren auch meine Gedanken. Zudem glaubte ich immer, die Kenntnisse, die man auf der untersten Stufe des Daseyns sammelte, würden für alle kommende Aeonen Grundkenntnisse bleiben, auf die man alle folgenden bauen könne.

Alima. Ach, ich stellte mir das Nämliche vor; ich glaubte, alle Geschöpfe auf der Erde seyen ebenfalls auf der ersten Stufe, sie würden ihrem Grundwesen nach bleiben, und nur auf jeder Stufe vollkommener werden. Dann behauptete ich immer: der Mensch sey in Ewigkeit und auf allen Stufen bestimmt, die Werke Gottes zu erforschen, und sich in seinen Wundern zu erfreuen.³

² Aber geschahe dieß denn? guter *Timeus*! so täuschen sich die meisten gutgesinnten Männer dieser Art.

³ Guter Gott! wenn doch die Menschen die so nahe liegende Wahrheit erblicken könnten: Laßt die ewigliebende Erlösungsgnade

Feriel. Ich habe Euer Gespräch gehört, meine Brüder, und es thut mir leid, daß Ihr Eure Seligkeit nicht empfindet; so geht's aber, wenn man Nebenzwecken zu Hauptzwecken macht. Sagt mir doch einmal, welches ist der Hauptzweck Eures ganzen Daseyns?

Timeus. Ewige und immer steigende Glückseligkeit.

Feriel. Sollte das wahr seyn? – Fühlen wir nicht, daß das Grundgesetz der Liebe unserm Wesen unzertrennlich eingeschaffen ist? welches darin besteht, zur Vervollkommnung aller Wesen, aller Bürger des Reichs Gottes, zu wirken? Jeder prüfe sich tief, so wird er die Forderung seiner ganzen Natur an alle seine Kräfte finden: „Was du wünschest, daß dir Andere thun sollen, das thue ihnen!“

Zalmon. So hab' ich mir die Sache auch immer vorgestellt; der Mensch hat die Pflicht, sich und Andere zu vervollkommen, das ist sein Endzweck; daß nun Vergnügen und Glückseligkeit damit verbunden ist, ist ein freies Gnadengeschenk des Schöpfers; nun glaubte ich aber, in der Untersuchung der Natur bestünde eben die Vervollkommnung des Menschen.⁴

Timeus. Das ist Alles ganz richtig; mich dünkt aber, es laufe auf Eins hinaus: sich vervollkommen, um glücklich zu werden, oder: Glückseligkeit zu suchen, um sich zu vervollkommen.

Feriel. Nein, mein lieber Timeus! der Unterschied ist erstaunlich groß: Wir sollen uns, wenn wir die Sache genau nehmen, so wie sie in unserem Wesen liegt, nicht einmal deswegen vervollkommen, um glücklich zu werden,

erst euer Herz heiligen, und dann forscht die Natur! so werdet ihr die gefundenen Kenntnisse auch gehörig zu benutzen wissen.

⁴ Die Vervollkommnung des Menschen fängt mit dem Willen an, dieser wählt dann hernach diejenige Klasse von Kenntnissen, die seine wahre Vervollkommnung am meisten befördern, und das sind immer solche, die am stärksten auf's allgemeine Beste wirken.

sondern weil es unsere wesentliche Pflicht ist; der Glückseligkeitstrieb ist uns unvollkommenen Geschöpfen bloß deswegen gegeben, um uns beständig zu jener hohen Bestimmung anzutreiben; je vollkommener wir aber werden, desto weniger darf das Vergnügen der Beweggrund unseres Wirkens seyn; dieser ist immer tiefes Gefühl unserer Pflicht. Je niedriger die Stufe ist, auf welcher wir uns befinden, desto niedriger und unlauterer ist auch unser Vergnügen oder der Zustand unseres Vergnügens, nämlich die Glückseligkeit. Wenn wir nun auf jeder Stufe das ihr eigene Glück zum Zweck machen: so geht auch unsere Vervollkommnung nicht weiter, sie schränkt sich dann bloß auf den Zustand ein, und im folgenden sind wir nicht zu Hause. Wir bleiben also auf der untersten Stufe stehen, und erreichen unsere Bestimmung nicht. Seht, meine Brüder! das ist gerade Euer Fall. Ihr machtet auf der ersten Stufe die Naturforschung, weil sie Euch Vergnügen brachte, zum Zweck, und die immer wachsende Fähigkeit, dieses Vergnügen zu genießen, hieß Euch Vervollkommnung; nun habt Ihr Euch auf die vergangene Periode isolirt, und seyd also hier arm und nicht zu Hause.⁵

Timeus. Gott! ich fühle tief, und die Erfahrung überzeugt mich, daß Du Recht hast; aber was hätten wir denn thun sollen?

Feriel. Studium der menschlichen Natur, und daraus hergeleitete gründliche Kenntniß aller Mittel zu ihrer wahren Vervollkommnung, wozu dann auch allerdings eine zweckmäßige Untersuchung der Naturprodukte und ihrer Kräfte gehört, und dann Einsicht in die beste Methode: diese Mittel in jedem Falle und ununterbrochen anzu-

⁵ Diese so streng scheinende, so oft bestrittene, und doch ewig wahre Lehre, liegt in dem Hauptpostulat: Wirke Gutes, nicht um deines Vergnügens willen, sondern genieße so viel Vergnügen, als dir zum Guteswirken nöthig und nützlich ist.

wenden, dieß ist die wahre Wissenschaft, die Jeder in seinem Fache verstehen und dann unablässig anwenden muß. Wer die Menschheit und ihre immer steigende Veredlung zum Zweck seines Wissens und Wirkens macht, der findet seinen Gegenstand auf jeder Stufe wieder, und immer wird dann auch die ihn umgebende Natur passend seyn. Hättet Ihr also in Eurem vergangenen Leben den Menschen zum Zweck Eurer Naturforschung gemacht: so würde er auch hier Euer Zweck seyn; Ihr würdet also auch jetzt erst seinen gegenwärtigen Zustand ergründen, seine Eigenschaften und Bedürfnisse erkennen, und dann würdet Ihr mit staunendem Vergnügen bemerken, wie zweckmäßig und wie reich auch diese gegenwärtige himmlische Natur an allen Befriedigungsmitteln seiner Bedürfnisse auf dieser zweiten Stufe ist. Ihr würdet also auch hier eine sinnliche Glückseligkeit genießen, die um eben so viel erhabener seyn würde, als dieses Leben und diese Natur über die vergangene erhabener ist; aber auch diese Glückseligkeit dürfte wieder nicht Zweck seyn, sonst würdet Ihr auf der folgenden Stufe abermals verarmen. Es ist unbedingte Pflicht zur Erfüllung unserer Bestimmung, daß wir Alles nicht um Eigennutzes, sondern um der Liebe Gottes willen thun; denn man liebt Gott, wenn man sein uns angeschaffenes Gesetz nicht um des Vergnügens willen, sondern aus Pflicht erfüllt.

Zalmon. Das Alles leuchtet mir nun vollkommen ein, und Jeder muß es besonders in der Lage empfinden, in der wir jetzt sind. Aber sage uns, Freund! wie ist uns denn nun zu helfen? – Wären wir noch in unserem vergangenen Leben, so wüßte ich den Weg wohl: wir müßten alsdann freiwillig unsere Anhänglichkeit an die Natur, die nicht mit uns in's andere Leben übergeht, verläugnen, und unserer Seele die gehörige Richtung geben; aber alles das ist nun nicht mehr möglich!

Ferial. Gott, die ewige Liebe, hat auf jeder Stufe Mittel, seine verirrtten Menschen wieder zu recht zu bringen; aber

je weiter sie fortrücken, desto schwerer wird es. Dort schwebt unser Fürst Zuriel auf uns zu, der wird Euch offenbaren, was Ihr zu thun habt.

Zuriel. Dein Unheil, mein Bruder *Feriel* ist wahr; der Erhabene hat es gehört, und Dich zum Fürsten über ein großes Volk gesetzt; gehe in meine Wohnung, dort wirst Du an den Tafeln im Tempel Deine Bestimmung lesen. Ihr aber, Timeus, Zalmon und Alima, werdet von eurem Lichtgewande entkleidet, und so lange über das Gebirge gegen Abend ins Schattenreich verwiesen, bis Eure Seelen ganz von ihrer Anhänglichkeit an die irdische Natur durch Hunger und Mangel gereinigt, und Ihr fähig geworden seyd, hier Eure Bestimmung zu erfüllen. Ihr habt nun aus Erfahrung gelernt, daß der bloße gute Wille nicht allein selig macht.⁶ Entfernt Euch!

Timeus (im Schattenreiche). Gott, meine Brüder! wie arm sind wir nun! – Gar keine Natur, ewiges Dunkel, Todenstille um uns her! – Sagt, was sollen wir thun, um bald aus dieser schrecklichen Einöde wieder erlöst zu werden?

Zalmon. Hier pflanz' ich mich hin, und weiche nicht von der Stelle; dann will ich den ganzen Vorrath meiner Ideen, Kenntnisse und Begriffe von meiner Geburt an bis in den Tod einzeln, Eins nach dem Anderen, vornehmen, und Jedes, wie ein Unkraut, auswurzeln und vor meinem Angesichte verdorren lassen, bis ich wieder so leer werde, als da ich auf die Welt kam!

⁶ Dieß streng scheinende Urtheil ist in der Natur der Sache gegründet; es muß durchaus dahin kommen, daß nur die erleuchtete Vernunft den Willen beherrscht; so lang er noch irgend einer Lust, die nicht jener Vernunft, oder, welches eins ist – dem Gewissen, untergeordnet ist, zu Gebot steht, so lange ist man noch nicht geschickt zum Reiche Gottes. Erst muß der Wille das Gute ernstlich wollen, damit die Vernunft erleuchtet werden könne, wenn dieß geschehen ist, dann regiert sie den geheiligten Willen.

Alima. Das ist gewiß der beste Rath für uns alle Drei.

Timeus. Das glaub' ich auch. Laßt uns daher dem Lichte so nahe rücken, als wir's aushalten können, so werden wir jede von unsern Vorstellungen desto deutlicher erkennen; und da auch dieß Unkraut das Licht und die Wärme des Himmels nicht ertragen kann: so wird es desto leichter verdorren und verwesen.⁷

[...]

Achte Scene.
Der Antiquarius.⁸

Personen: Chilion, Ekron und Guel.

Chilion (im Kinderreiche). Könnte ich doch den hinterlassenen, lieben Freunden auf Erden die unaussprechliche Anmuth dieses Morgenlandes, das ich bewohne, beschreiben! – wie erquickend und stärkend waren mir ehemals die Frühlingmorgen, wenn der Lichtkreis der Sonne über den lebhaft grünen Wald herschimmerte, der Nebel im Thal sich lagerte, und das Nachtigallengeflöte ferner mein Herz rührte! – allein welch' ein elendes Gemälde war das gegen diesen ewigen himmlischen Morgen! Alle sieben Lichtfarben wechseln hier in gemessenen Zuständen mit einander ab: bald glänzt ein sanftes violettes Licht über Fluren und Auen, dieß verwandelt sich allmählig in Purpur, nach und nach schimmert lebhaftes Roth, das

⁷ Es ist ein Glück für den Timeus, daß er dies weiß! – jemehr wir unser Verderben ins Licht bringen, desto eher sind wir durch das Blut Christi davon befreit.

⁸ Bei dieser Scene habe ich eben so wenig die Absicht, das vernünftige Forschen der Kunst und der Geschichte des Alterthums zu tadeln, als in der zweiten die Naturforschung. Nur den Mißbrauch zu rügen ist mein Zweck; es ist ganz etwas anderes, ein Studium als Mittel anzusehen, als wenn man's zum Endzweck seines Lebens macht.

dann in Orangengelb, nun in Lichtgelb, wieder in smaragdenes Grün, ferner in Blau, und dann wieder in Violet übergeht. Durch alle diese geistige Farben schimmern allenthalben die vollkommensten Ideale unzähliger Arten von Gewächsen hervor, die in ewiger Jugend dastehen und immer abwechseln, sanfte Hügel, und breite Thäler mit sanft rieselnden Bächen, grünen und glänzen in allen diesen Farben mit einem Widerscheine hervor, der wie ein Nebelflor über sie hinfließt, als wenn sie damit überschleiert wären. Blumen, die den Glanz und die Herrlichkeit der schönsten Brillanten im Sonnenlichte weit übertreffen, und deren Formen die höchsten Urbilder der Blüthen sind, ziehen allenthalben den Blick an sich. Und nun die seligen Wesen, die in unsterblicher Schönheit, befreit von der trägen Fleischlast ihres ehemaligen Körpers, diese holden Gegenden bewohnen! welche Liebe, welch' freundschaftliches Zuvorkommen, welch' Bestreben nach höherer Vollkommenheit belebt sie Alle! – O Du Freudenschöpfer! wohl bist Du hingegangen, uns die Stätte zu bereiten! – Könnte ich Dich nur Einmal sehen und seyn, wo du bist.⁹ –

Guel. Willkommen, Bruder! – es wird auch eine Zeit kommen, wo Du ihn sehen wirst.¹⁰

Chilion. Du hast mich überrascht! – wer bist Du, Herrlicher? etwa ein Fürst aus den höheren Regionen?

Guel. Mein Name ist *Guel*, ich bin ein Diener des Erhabenen, und gehe hin, einen Geist zu richten, der

⁹ Man muß wohl bemerken, daß das Streben nach höherer Vollkommenheit auch in jenem Leben, und zwar ewig fortdauert; denn es gehört zum Wesen unserer Natur.

¹⁰ Prüfe Dich einmal unparteiisch, Leser! ob es dir Freude der Seligkeit seyn würde, Jesum Christum sinnlich zu sehen und mit Ihm umzugehen? – Die Antwort deines Gefühls entscheidet über deinen ganzen Seelenzustand.

Unordnung in der Schöpfung und in der himmlischen Natur anrichtet.

Chilion. Wer ist denn dieser Unglückliche, erzähle mir doch etwas von ihm?

Guel. Er heißt *Ekron* und war ein deutscher Gelehrter, der sein ganzes Leben mit Forschung der griechischen und römischen Alterthümer zugebracht, und seinen Geist ganz und allein auf die Ideale der bildendenden Kunst fixirt hat.¹¹

Chilion. Ach, wie thöricht handeln doch die Menschen, wenn sie Nebenzwecke zu Hauptzwecken machen!

Guel. Ja wohl! er war sonst ein guter und tugendhafter Mann, in dessen Seele kein Falsch wohnte; er war auch wohlthätig, aber seine Richtung zur Vollkommenheit hat den rechten Weg verfehlt, anstatt das höchste Ideal der Menschheit zum Muster der Verähnlichungen zu machen, und Ihm immer nachzustreben, ist seine Seele voll von nichtigen Formen griechischer Bildhauer und Baukünstler, und von Wesen, die nicht existirt haben, oder doch Menschen von sehr niedrigem Range gewesen sind. Seine größte Seligkeit würde die Bewohnung eines griechischen Elysiums seyn.¹²

Chilion. Der arme Bedauernswürdige! – Ich vermuthe also, wenn der Herr die Gestalt des vatikanischen Apolls hätte, oder Petrus dem Farnesischen Herkules gleich wäre, und sollte es auch nur sein Dorso seyn, so würde er sich freuen.

Guel. Du hast wahr geurtheilt – allein seine Verblendung geht so weit, daß ihm immer das Bild aus Marmor besser behagt, als das Original selbst. Zeige Du ihm einen der schönsten Menschen, und er empfindet nichts dabei: wenn

¹¹ In den Worten ganz und allein liegt hier der Nachdruck. Ekron hätte alle seine Kenntnisse als Mittel zur Gottes- und Menschenkunde anwenden sollen.

¹² Man beherzige, ob das nicht der Fall bei sehr vielen Schöngeistern sey?

er aber einen abgebrochenen marmornen Finger findet, von dem er nur vermuthet, daß er von einem griechischen Künstler seyn könnte, so schwimmt er im Vergnügen, und er weiß eine Menge Ideen in den Finger zu legen, die sich der Künstler wohl nie dabei gedacht hat.¹³

Chilion. Sage mir doch, Lieber! woher kommt wohl diese sonderbare Verirrung des menschlichen Verstandes?

Guel. Das will ich Dir erklären. In jedem menschlichen Geiste liegt ein Grundtrieb zur Verähnlichung mit dem höchsten Ideale der vollkommenen Menschheit; die Triebfeder dazu ist das Gefühl des Schönen, mit welchem ein Vergnügen verbunden ist, das also jenen Grundtrieb zum Wirken antreiben soll. Nun ist aber jenes Ideal aller menschlichen Urschönheit geistig und sittlich, folglich zu weit von dem sinnlichen Menschen entfernt; auch ist die unter den Menschen herrschende Religion zu unrein und verdorben, als daß sie sie gerade zu diesem Ideale führen könnte. Da nun in allen natürlichen und körperlichen Dingen eine göttliche Idee eigener Art, ein Theilchen Urschönheit liegt, so rührt dieses diejenigen Menschen, die ein reizbares Gefühl für das Schöne haben; sie geben sich also Mühe, es aufzusuchen, und sich in seinem Anschauen zu vergnügen; dabei bleiben aber nun die Meisten stehen. Anstatt daß sie sich durch alle diese kleinen Spiegel zum einzigen Original wenden und es aufsuchen sollten, weil sie den Weg dazu zeigen, genügen sie sich an der Schaale und lassen den Kern fahren. Eben das ist auch der Fall bei den mehrsten Alterthumsforschern; sie finden einen hohen

¹³ Lese man doch nur die mehrsten Künstler-Reisen nach Italien und Griechenland. Der eigentliche Grund des Vergnügens liegt in der Entdeckung, wie weit es die Menschen in der Nachahmung der Natur haben bringen können, und dann auch vorzüglich in den erhabenen Idealen, die sich jene Künstler gedacht haben, und sich zu denken fähig waren. Dieß ist nun freilich etwas Großes, aber doch ganz und gar nichts gegen einen Menschen, der sich selbst nach dem höchsten Ideal der Menschheit, nach Christo, gebildet hat.

Grad der Aehnlichkeit der Kunstwerke mit vollkommenen Idealen oder mit Naturgegenständen; diese Vollkommenheit der Kunst rührt sie, und nun schaffen sie sich ein Idol daraus, das sie anbeten, und bleiben so auf dem Wege zur wahren Vervollkommnung zurück.

Chilion. Es ist doch unbegreiflich, wie ein Mensch die Vollkommenheit bloßer Formen, die doch auf nichts weiter, als hochgespannter Imaginationen und technischer Geschicklichkeit beruht, so hoch erheben kann! – und dagegen eine hohe Sittlichkeit, durch einen erhabenen Wirkungskreis zum allgemeinen Besten kaum gerührt wird.¹⁴ Aber wo ist denn der arme Ekron jetzt?

Guel. Seine letzte Beschäftigung auf seinem Sterbebette war, daß er sich einen kleinen Gyps-Abdruck vom Laokoon gegenüber stellen, und Lessings Schrift über dieses Kunstwerk vorlesen ließ; ans Sterben dachte er nicht: denn er hatte noch eine Reise nach Sicilien vor, wo er die Ruinen Agrigents untersuchen wollte.

Chilion. O der kindlichen Einfalt und Verkehrtheit! – An der kunstvollen Darstellung einer Fabel mehr Gefallen zu haben, als an so vielen herzrührenden und treffenden Gemälden wirklich geschehener, edler und vortrefflicher Thaten, deren die Geschichte so viele enthält! – Dort ist nur bloß todte und schwache technische Schönheit, ohne den geringsten Nutzen, und hier Geist und Leben verbreitende Urschönheit.¹⁵ Wenn nun *Efkon* auch selbst

¹⁴ Nächst dem Schönheitsgefühl liegt auch ein anderer Grund dieser Erscheinung im Stolze verborgen; man will auch gern als großer Kunstkenner glänzen, besonders wenn's gerade einmal Mode ist, in diesem Fache Ruhm zu suchen. Dieß ist sehr oft der Fall seit Winkelmanns Zeiten.

¹⁵ Es ist wahrlich sonderbar! – Die Geschichte der christlichen Religion hat so erstaunlich viele edle Züge der Menschenwürde aufbewahrt, und doch wird niemals ein Modestudium daraus, wohl aber aus dem Unsinne des Heidenthums. Leser! untersuche einmal, woher das komme? – Dank sey es Raphael, Titian, Leonardo

ein noch schöneres Kunstwerk als den Laokoon hätte machen können, was wäre es denn mehr gewesen?

Guel. O dann hätte er sich selig geglaubt! – Ueber dem Anschauen des Laokoons übereilte ihn aber der Tod, und er erschien im Schattenreiche. Da nun sein ganzer Geist mit dem unwiderstehlichen Triebe, nach Alterthümern zu forschen, angefüllt ist, so bildeten sich in dieser endlosen dämmernden, leeren Wüste vor seinen Augen lauter Ruinen, Säulen, Statuen, Büsten und dgl., er eilte auf diese Gegenstände zu, allein sie flohen vor ihm, und er konnte sie zu seiner größten Betrübniß nie erreichen. In diesem trostlosen Zustande fand ich ihn, als ich gesandt wurde, sein Schicksal zu entscheiden. Seine Enthüllungsrolle enthielt wohl keine Gräuelthaten, aber sie war dagegen die vollständigste und eine systematisch geordnete Antiquitätensammlung.¹⁶ Du weißt, mein Lieber, daß unser heiliges Gesetz gebet: Jeder Mensch müsse sich erst selbst kennen lernen, damit er das gerechte Urtheil, das über ihn gesprochen wird, billigen könne.¹⁷ Dem zu Folge wurde also dem Ekron an der nördlichen Gränze des Kinderreiches im Chaos ein Erbtheil angewiesen, und ihm zugleich so viele Schöpfungskraft verliehen, als nöthig war, seine Ideen zu realisiren; hier sollte er also nun den Versuch machen, was für eine Welt aus seinen Idealen herauskommen würde; ihm wurden auch mehrere tausend abgeschiedene Menschengeister, die sich zu ihm schickten, als Bewohner seines neuen Fürstenthums und als seine Unterthanen zugeführt; aber lieber *Chilion!* Du

da Vinci, Guido Reni, Carlo Dolci und Andere mehr, daß sie so vortreffliche religiöse Kunstwerke darstellten, wodurch denn doch noch manchem Kunstliebhaber das Herz gerührt wird.

¹⁶ Denn ihre Werke folgen ihnen nach.

¹⁷ Dieser Satz ist so heilig und wahr, daß auch der verruchteste Bösewicht nicht eher verdammt werden kann, bis er die Gerechtigkeit der Strafe erkennt.

würdest erstaunen, wenn Du sähest, was er für ein Babylon gebaut hat.¹⁸

Chilion. Das kann man sich vorstellen! – Du gehst also jetzt hin, in diesem Babel die Sprachen zu verwirren; darf ich Dich nicht begleiten?

Guel. Frage den Herrn!

(Chilion geht weg, und kommt in Kurzem wieder).

Chilion. Ich soll Dich begleiten, mein Bruder!

Guel. Das freut mich! – Nun so komm! wir wollen sehen, was *Ekron* gemacht hat.

(Beide in Ekrons Fürstenthume).

Chilion. Was ist das? Der arme Stümper hat ja das Licht vergessen!

Guel. Nicht vergessen, mein Lieber! sondern alle seine Werke sind des Lichts nicht fähig. Alles, was nicht himmlischen Ursprungs ist, ist auch des göttlichen Wahren, das ist, des himmlischen Lichts, nicht empfänglich.¹⁹

Chilion. Es dämmt doch allenthalben so gelblich, als wenn das ganze Land vom Neumond erleuchtet würde?

Guel. Komm, wir wollen das Land durchziehen, und alle die Kunstwerke besehen, die er gemacht hat! Spürst du auch, wie schimmlicht und dumpf hier der Geruch der Luft ist.²⁰

Chilion. O ja! ich empfinde dieses widrige Wesen sehr stark. Ach *Guel!* was ist dort?

Guel. Ich dachte wohl, daß so Etwas herauskommen würde! das wird seine Wohnung seyn: denn es ist ein Pallast im griechischen Geschmack.

¹⁸ Ein systematisches Babel ist etwas Abscheuliches! Ist aber auch das allergeordneste, recht nach den Regeln des Systems errichtete Lehrgebäude der Philosophie etwas anderes? Man lese nur Schriften und Rezensionen. Wo ist also allein Wahrheit? Antwort: bei der Quelle.

¹⁹ Ueberall, wo Gott wirkt, da ist das Licht das Erste, bei Menschenwerken aber das Letzte, weil es da Wirkung des Gemachten ist.

²⁰ Das ist natürlich, denn es ist ein altes Kunstarchiv.

Chilion. Ja, ich erkenne schon die Säulenordnung und verschiedene Statuen auf ihren Fußgestellen; das ganze Ding glänzt ja, als wrenns mit Phosphorus übertüncht wäre.

Guel. Das ist ganz natürlich, denn jede menschliche Idee, die wahr scheint, hat ihr eigenes, aber schwaches Licht, das die Dinge anders darstellt, als sie in sich sind. Du sollst nun bald sehen, welch eine schreckliche Verwüstung und Verwandlung hier entstehen wird, wenn nun ein Strahl des himmlischen Lichts durch dieses jämmerliche Gemächte hinfährt.²¹ Siehe dort eine mediceische Venus, und da einen schlafenden Endymion! welch ein armes Licht schimmert von diesem kindischen Spielwerk umher!

Chilion. Ich habe nöthig, mich ins Element des göttlichen Erbarmens zurückzuziehen, damit ich nicht in Zorn gerathe.

Guel. Wir wollen unsern Auftrag beschleunigen, damit wir hier wegkommen.

Chilion. Da wandelt uns ja ein Wesen entgegen, als wenn es der Jupiter Olympus selbst wäre!

Guel. O der Eitelkeit! der arme *Ekron* hat sich eine Larve nach der Idee dieses Idols geschaffen; er ist es selbst.²² Ekron, komm hierher zu uns! Wie geht's Dir?

Ekron. Es geht mir, wie einem Träumenden, der sich ermüdet, indem er sich zur Reise rüstet: er will fort, und wenn er auf dem Weg ist, so hat er immer etwas Wesent-

²¹ Niemand kann dieß lebhafter empfinden, als ein philophisches oder Kunstgenie, wenn es vom heiligen Geist erleuchtet wird. – Man kann dann nicht begreifen, wie man Gefallen an solchen Kindereien haben konnte.

²² Da zeigt sich der verborgene Hochmuth, der bei Ekrons Wirkungskreis eine mächtige Triebfeder war; er macht sich selbst zum Gott in seiner Schöpfung. Gewöhnlich ist aber der Stolz bei dieser Kunstliebhaberei die eigentliche Triebfeder; man weiß sich viel mit dem erhabenen Göttergeschmack, und daß man z. B. das Göttliche im vatikanischen Apoll auch riechen kann.

liches vergessen; nur mit dem bedauernswürdigen Unterschiede, daß er sich im Traume befindet, bei mir Alles Wahrheit ist.

Guel. Gab Dir nicht der Erhabene Freiheit und Macht, Dir ein Fürstenthum aus dem Chaos zu schaffen, so wie Du es wünschest?

Ekron. Ja! – aber ich taue zum Schaffen nicht.²³

Guel. Warum nicht?

Ekron. Ich weiß nicht, was zum himmlischen Leben gehört.

Guel. Du hast ja aber doch deine Seele mit lauter Bildern des Elysiums angefüllt?

Ekron. Ach, ich erfahre mit herzlichem Jammer, daß das lauter leere Schatten ohne Wesen gewesen sind.

Chilion. Warum hast Du aber Deine armselige Schöpfung nicht wieder vernichtet, und etwas Besseres gemacht?

Ekron. Ich kann nur schaffen, aber nicht vernichten.²⁴

Chilion. Nun so hättest Du auch gute und nützliche Ideen in Dein Feld säen sollen.

Ekron. Ich Armer! Ich konnte ja nicht säen, was ich nicht hatte; gute, wahre Ideen sind mir nie wesentlich geworden.

Guel. Lieber Bruder *Chilion!* Du bist noch ein Neuling in himmlischen Dingen, sonst müsstest Du wissen, daß Alles, was einmal geschaffen ist, nie wieder vernichtet werden kann: weil jedes Ding dadurch ein Recht bekommt, zu existiren; und dann heißt Schaffen nichts anderes, als Ideen realisiren; man muß also nothwendig die Ideen haben, die man wirklich machen will.

Chilion. Ich danke Dir innigst, Du Herrlicher! daß Du mich belehrt hast!

Ekron. Ach, Du Himmlischer sage mir doch auch, was ich thun soll? Am meisten bedaure ich die armen Geister, die

²³ Dieß Gefühl ist sein Glück, sonst wär er zum Satan geworden.

²⁴ Diese große Wahrheit bitte ich zu beherzigen: wir Alle können Vieles zum Seyn bringen, aber seine Wirkungen kann nur der Erlöser vernichten, oder zum Zwecke leiten.

meiner Führung anvertraut sind, sie darben, hungern und dursten nach Wahrheit und Licht, und ich kann sie nicht sättigen.

Chilion (in einer dem Ekron unverständlichen Sprache). Was haben aber diese Armen verschuldet?

Guel (in der nämlichen Sprache). Glaube nur, daß der Erhabene in seinen Gerichten gerecht ist, sie verdienen, was sie leiden. (zu Ekron). Ich will Dir sagen, was Du thun sollst, und wie Du, durch schwere Leiden und Prüfungen geläutert, wieder gut machen kannst, was Du verdorben hast, damit Du endlich zu Gnaden angenommen werden mögest.

(*Guel reckt seine Hand gegen Morgen, und ruft mit starker Stimme*: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir!“ *In dem Augenblicke strahlt der ewige Morgen einher, wie im Kinderreiche; Ekron wird in ein lebendes scheußliches Todtengerippe, und alle seine Geschöpfe werden in lebendige höllische Ungeheuer verwandelt.*²⁵)

Ekron. Schrecklicher! erbarme Dich! was wird aus mir?

Guel. Du und Deine Werke, *Ekron!* werdet, was ihr im Geist und in der Wahrheit seyd, – ihr werdet nicht verwandelt, sondern nur eurer armen Hülle beraubt.

Ekron. Ach, sagt mir, Ihr Himmlischen! was ich thun muß, um von diesem Tode befreit zu werden?

Guel. Ist Dein Wille unwiderruflich bestimmt, in allen Stücken den Willen Gottes zu erfüllen?

Ekron. Ja! ewig und unwiderruflich.²⁶

Guel. So erforsche von nun an den Charakter eines jeden, Dir untergeordneten Geistes; demüthige Dich unter

²⁵ Wenn das himmlische Licht, welches die Wahrheit selbst ist, in Menschenwerke strahlt, so zeigen sie sich auch nach der Wahrheit, wie sie in sich selbst sind.

²⁶ Dieß Samenkorn in *Ekrons* Seele war fähig, zur himmlischen Pflanze zu werden.

Jeden,²⁷ und dulde unermüdet ihre Unarten und Bosheiten, so wirst Du sie nach und nach alle gewinnen. Solltest Du in irgend einem Falle ungewiss seyn, was des Herrn Wille ist, so richte Deinen Blick gegen Morgen, und bete um Licht und Weisheit, so wird er Dir offenbar werden. Deine Gestalt wird alsdann nach und nach mit einem verklärten Körper überkleidet, und die scheußlichen Ungeheuer um Dich her immer veredelt, und endlich in himmlische Gestalten verwandelt werden. Thue das Alles, *Ekron!* So wirst du leben und dereinst des Herrn Herrlichkeit sehen!

Ekron. Mein Vorsatz, das Alles zu thun, soll durch keine Macht geändert werden, und ich preise den Herrn, der Dich mir zum Retter gesandt hat!

Chilion. Siehe, mein Bruder! wie ihn ein goldenes Wölkchen umgiebt, kaum ist seine Todesgestalt noch sichtbar!

Ekron. O wie gut ist Gott, daß er schon jetzt meinen Glauben und Hoffnung stärkt! – Grinzet nur und sperrt den Rachen gegen mich auf, alle ihr Trauergestalten um mich her, ich verfluche euch, und wurzle euch aus meinem Wesen aus!

Guel. Dein Anfang ist vortrefflich! – Das Versöhnungsblut wirkt,²⁸ erfülle nun auch des Herrn Willen an Deinen Brüdern, so wird das Ende herrlich seyn. Euch Ungeheuer aber alle umhülle die Materie des Chaos, geht in derselben in Tod und Verwesung über, damit der Urkeim des Guten, der in euch liegt, entwickelt, und dereinst zum nützlichen Gebrauch im Reiche Gottes erreifen möge.

²⁷ Dieß Mittel kann die Verdammten erlösen, aber es ist schwer.

²⁸ Wenn man mit Gott versöhnt ist, so spürt man, anstatt des ehemaligen Widerwillens gegen das Göttliche, nunmehr brünstige Liebe dazu: denn das ist ja die Wirkung jeder Versöhnung; dagegen aber empfindet man Abscheu gegen seine eigenen bösen Werte.

(Alle Gestalten werden in eine schwarzbraune Wolke verschlossen.)

Chilion. Ach Bruder! wann werde ich auch einmal fähig seyn, solche erhabene Werke auszuführen?²⁹

Guel. Dann, wann dieser Wunsch nicht mehr in Dir aufsteigen kann!³⁰

Chilion. Gott! ich empfinde, daß ich nach hohen Dingen getrachtet habe; verzeihe mir, Erhabener! ich werde mich aufs Gebirge gegen Abend begeben, und da für mein Verbrechen büßen. Nein! ich bin noch nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Guel. Herr, vergieb diesem Bruder! – er verdunkelt, entziehe ihm Dein Licht nicht!

Chilion. Ich liebe ihn – den Erhabenen – aus allen meinen Kräften, ich muß für meinen Fehler büßen!

Guel. Ich gehe mit und leide mit Dir!

(Ein Vertrauter des Herrn erscheint ihnen, und sagt ihnen mit himmlischer Freundlichkeit:)

Der Erhabene hat mehr Gefallen an Liebe, als an Leiden, Jeder gehe an seinen Ort! –

²⁹ Sollte irgend Jemand die Frage aufwerfen: ob man denn im Himmel auch noch sündigen könne? – so dient ihm zur Antwort: Nein! sündigen kann man wohl nicht mehr, aber irren, fehlen ist vielleicht mehr möglich – doch Jeder kann davon halten, was er für wahr ansieht.

³⁰ Auch die Himmel sind nicht rein vor ihm.

Theorie der Geisterkunde

[...]

§. 77.

Jeder Naturforscher weiß, und es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß ein gewisses höchst feines, und höchstwürksames Wesen, die ganze Schöpfung, so weit wir sie erkennen, erfüllt. Wir wollen dies Wesen, feine Himmelsluft, oder mit einem Wort Aether, nennen. Newton kannte dies Wesen schon, und nannte es Gottes Empfindungs-Organ (Sensorium Dei). Euler glaubte, daß die leuchtenden Körper dies Wesen in eine zitternde Bewegung setzten, welches sich bis zu unsern Augen fortpflanzte, und so das Licht bildete – diese Nennung hielt ich auch lange für die wahrscheinlichste, aber bey näherer Prüfung finde ich sie unmöglich: Die Millionenfachen Durchkreuzungen dieser zitternden Bewegung müßten ihre Richtungen durchaus verwirren; schon ist die Erklärung des Schalls, durch die fortwallende Bewegung der Luft unstatthaft – denn man prüfe einmal genau, wie in einer mannigfaltig zusammengesetzten Musik, in welcher so viele tausend Töne theils zugleich, und theils in höchster Geschwindigkeit nacheinander, vom Ohr unterschieden werden, und jeder einzelne Ton doch seine eigene Wallung in der feinen Luftmaterie verursachen muß, eine solche materielle Bewegung, ohne sich selbst hundert, ja tausendfach zu stören, möglich sey.

Es ist auch ferner jedermann bekannt, daß der Aether durch die vestesten Körper dringt, so daß er also alles erfüllt; auch selbst vollkommen durchdringbar ist: denn wenn er dies nicht wäre, so könnte er auch selbst nicht durch die vestesten Körper dringen – Höchstwahrscheinlich sind das Licht, die Elektrizität, der Galva-

nismus, vielleicht auch die magnetische Kraft des Eisens, nichts anders als verschiedene Erscheinungen dieses einen und des nämlichen Wesens.

§. 78.

Da nun dieser Aether, unserer menschlichen Vorstellung nach, Raum und Zeit erfüllt, überall unläugbar als Materie wirkt, und wer weiß, ob er nicht die Lebenskraft in Pflanzen und Thieren ist – auf der andern Seiten aber auch wiederum Eigenschaften hat, die der Materialität geradezu widersprechen, z. B. daß er die vestesten Körper durchdringt, selbst durchdringbar ist; millionenfache Wechselwirkung der entferntesten Körper, aufeinander verursacht, die durch ein materielles, auch das feinste Verbindungsmittel unmöglich wären, u. d. g., so schliesse ich mit sicherer Gewisheit, und vester Ueberzeugung, daß dieser Aether, dieses Lichtwesen der Uebergang aus der Sinnenwelt in die Geisterwelt, und der Mittler zwischen beyden sey.

§. 79.

Alle Aerzte und Naturforscher stimmen darinnen überein, daß in dem Gehirn und den Nerven des Menschen ein feines Wesen oder Kraft sey, von welcher alle Bewegungen das Leben und die Empfindung, folglich auch die Wirkungen aller fünf Sinnen, herrühren, und diese Vorstellung ist auch ganz richtig, kein Sachkundiger läugnet sie, nur daß der Eine dies Wesen, Kraft, der Andere Nervenkraft, und der Dritte Lebensgeist nennet. Die Alten nannten es Archäus, und schrieben jedem Organ des Körpers einen eigenen Archäum zu. Daß diese Grundkraft im Gehirn und den Nerven nichts Anders als der Aether, das Lichtwesen, jener Mittler zwischen der Sinnen- und der Geisterwelt sey, das machen alle Erfahrungen des thierischen Magne-

tismus unwidersprechlich gewis, dies wird der Verfolg zeigen.

§. 80.

Das Gehirn und die Nerven des Menschen sind von der Empfängnis an mit diesem Lichtwesen angefüllt; sie ziehen es an sich von seiner materiellen Seite, und machen es sich zu eigen, so daß es auf ihren inneren Bau und Einrichtung spezifizirt wird; so weit hat der Mensch vor dem Thier nichts voraus. Nun kommt aber bey dem Menschen aus der Geisterwelt noch etwas hinzu; das vernünftig denkende Wesen, der göttliche Funke, verbindet sich nun fest und unzertrennlich auf der geistigen Seite des Lichtwesens mit diesem, und so wird es denkbar, wie der Geist des Menschen auf seinen Körper wirken könne; ich sage denkbar – aber nicht begreiflich, weil die Wesen der Geisterwelt, zu denen auch unser Geist gehört, nicht in die Sinnen fallen.

§. 81.

Wenn wir genau reden wollen, so müssen wir den Menschen in drey verschiedene, aber doch miteinander verbundene Theile eintheilen: 1.) in den äusseren mechanisch organisirten Körper, der keinen wesentlichen Vorzug für den Thieren hat, wenigstens nicht wesentlich von ihnen verschieden ist; durch diesen Körper ist der Mensch mit der Sinnenwelt verbunden, so lang er lebt; 2.) in das ätherische Lichtwesen, welches das eigentliche körperliche Lebens-Prinzip ist, das der Mensch mit den Thieren gemein hat, und für sich schon Seele (anima animans) genannt werden kann; und 3.) in den ewigen Geist des Menschen, der vorzüglich nach dem Bilde Gottes erschaffen ist, und eben deswegen in dieser sonderbaren Verbindung mit der Körperwelt steht,

um sich seine verlorne anerschaffene Würde wieder zu erkämpfen.

Das ätherische Lichtwesen und den Geist zusammen, die in Ewigkeit ein unzertrennliches Eins ausmachen, will ich nun forthin Menschenseele, zum Unterschied von der Thierseele, nennen; im Verfolg wird dies Alles klärer, und zur beruhigenden Gewisheit werden.

§. 82.

Die Menschenseele ist in ihrem Körper allenthalben gegenwärtig, überall empfindet sie mit Selbstbewustseyn, so wie es die Organe des Körpers mit sich bringen: mit den Augen sieht sie, mit den Ohren hört sie, mit der Nasen riecht sie, mit der Zunge und dem Gaumen schmeckt sie, und mit der ganzen Haut, mit der ganzen Oberfläche des Körpers fühlt sie. Dies Alles hat sie noch mit der Thierseele gemein, aber nun kommt noch etwas hinzu, das ihr einen von den Thieren weit verschiedenen und erhabenen Rang giebt: sie überlegt und wählt dann, nach ihrer Einsicht das Beste, mit Freyheit des Willens – Sie ist ein vernünftiges Wesen, das Gott erkennen, lieben, zum Engel erreifen, aber auch zu einem Teufel werden kann; sie ist also von dieser Seite betrachtet, ein Bürger des Geisterreichs, und kann auch mit diesem in Verbindung gebracht werden.

§. 83.

Im natürlichen Zustand ist die Menschenseele unsichtbar; die magnetisch Schlafenden aber sehen sie wie einen himmelblauen Lichtschimmer, der den ganzen Körper auf eine gewisse Weite umgiebt, so daß also jeder Mensch einen seelischen Dunstkreis um sich her hat; daher kommts auch, daß viele Stockblinde, nahe Gegenstände, ohne eigentliche körperliche Berührung, empfinden können. Das so genannte Magnetisiren geschieht auch bloß

in diesem Dunstkreis, wodurch dann die wunderbare Wirkung des magnetischen Schlafs hervorgebracht wird.

§. 84.

Im natürlichen Zustand wird diese Menschenseele durch die Nerven dahin geleitet, wo Empfindung Bewustseyn und Bewegung nöthig ist; im Gehirn scheint sie, ihren Haupt-Wohnsitz zu haben. Durch das Magnetisiren aber, wird sie von Gehirn und Nerven mehr oder weniger entbunden, folglich auch mehr oder weniger freywürend: denn da der hellsehende Somnambüle nicht mit den Augen, sondern aus der Gegend der Herzgrube sieht, da dieses unabänderlich bey Allen der Fall ist, so ist daraus klar, daß die Menschenseele für sich allein, ohne Beyhülfe des Körpers nicht allein sehen, sondern ohne Vergleich weit klärer sehen kann, als in ihrem Fleischkerker. Sie bedarf auch dazu unseres körperlichen Lichts nicht: denn die magnetisch-Schlafenden lesen was man ihnen auf die Herzgrube legt, was in verschlossenen Briefen steht. Ja sie lesen so gar in einer Entfernung, wo das Buch, oder das Geschriebene, durch veste dunkle Körper von ihnen getrennt ist, so bald nur das zu Lesende von einer Person gehalten wird, die mit dem Somnambül in seelischer Berührung steht; man erinnere sich nur an die oben erwähnte Lyoner Dame.

§. 85.

In diesem Zustand sieht die Menschenseele nicht bloß, sondern sie empfindet überhaupt Alles weit schärfer, als im natürlichen wachen Zustand, ohne daß sie irgend einen der körperlichen Sinnen bedarf; aber das ist sehr merkwürdig, daß sie auch von der ganzen äussern Welt nicht das geringste empfindet, ausser wenn sie mit einem anderen Menschen in seelische Verbindung, Berührung, in Rapport gesetzt wird, welches geschieht, wenn der Magne-

tismus durch gewisse Handgriffe, die Menschenseele irgend einer Person, mit der Seele des magnetisch Schlafenden in eine Harmonie bringt, so daß sich beyde zweckmäßig berühren; alsdann kann der Somnambule besonders wenn er in einem sehr erhöhten, und hellsehenden Zustand ist, alles empfinden, was der mit ihm in Rapport stehende, denkt, leidet, genießt, und empfindet.

§. 86.

Da dies nun lauter ausgemachte Wahrheiten sind, so ist erstaunlich, und mir fast unbegreiflich, wie es möglich ist, daß so viele große und denkende Männer, nicht die fruchtbarsten und wichtigsten Wahrheiten aus diesen Erfahrungen gefolgert haben: denn es lassen sich logisch richtige Schlüsse hieraus ziehen, die für die Seelen- und Geisterlehre, und auch für die Religion von äusserster Wichtigkeit sind. Wir wollen unsern Pfad verfolgen, und dann sehen was dabey heraus kommt.

§. 87.

Es ist durchaus nöthig, daß der ewige, von Gott ausgegangene vernünftige Geist des Menschen, ein Organ haben muß, wodurch er auf andere Wesen, und diese wieder auf ihn zurück wirken können; ohne dies könnte er ja von nichts ausser sich Erkenntnis haben, und er selbst wäre für alle anderen Wesen ein pures Unding. Dieses Organ ist nun der Aether, der durch keine Naturkraft zerstörbar, sondern ewig und unveränderlich ist. Aus diesem bildet sich der Geist während dem hiesigen sinnlichen Erdenleben einen geistigen Lichtkörper mit dem er ewig vereinigt bleibt.

§. 88.

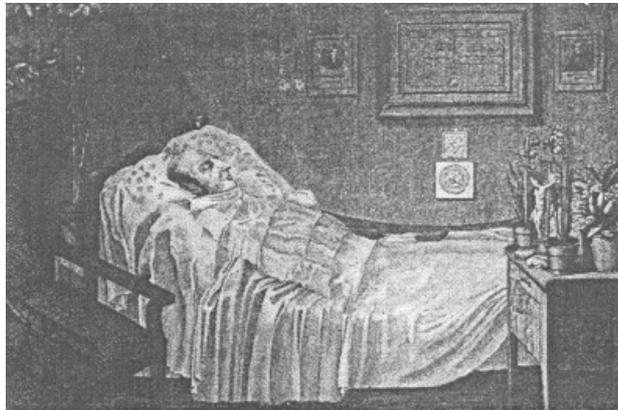
Die oben angeführten magnetischen Erfahrungen beweisen augenscheinlich das Daseyn dieses geistigen Lichtkörpers, oder der Menschenseele; sie beweisen ferner

daß diese Menschenseele ihren großen thierischen Körper bloß um dieses sinnlichen Erdenlebens willen, in welchem der Mensch mit der Sinnen- oder Körperwelt in wechselseitiger Wirkung stehen muß, nöthig habe; aber ohne denselben weit vollkommener denken, empfinden, in die Nähe und Ferne auf Andere wirken, empfindlicher leiden, und empfindlicher genießen könne. Dieses Resultat entsteht unwidersprechlich in der Seele des unpartheyischen Beobachters, wenn er alle die mannigfaltigen Erscheinungen die der Magnetismus gewährt, zusammen nimmt, und dann ruhig und vernünftig darüber nachdenkt.

§. 89.

Wenn die Menschenseele im lebendigen Zustand des groben Körpers, wo sie doch noch nicht ganz von ihm los gebunden ist, so wunderbare Dinge vermag, was wird sie dann vermögen, wenn sie im Tode ganz von ihm getrennt wird? hierüber denke man nach! Im Sterben verliert der Mensch sein Selbstbewußtseyn; er geräth in den Zustand einer vollkommenen Ohnmacht, oder eines tiefen Schlafs. So lang die Blutmasse noch warm, noch nicht geronnen ist, so lang sind auch noch alle Werkzeuge des Körpers bewegbar, und so lang bleibt die Seele in ihm, so bald aber Gehirn und Nerven ihre Wärme verlieren und erkalten, so können sie auch den ätherischen Theil der Seele nicht mehr anziehen, nicht mehr fest halten, er entwickelt sich also, macht sich los von den irdischen Banden, und erwacht; jetzt ist er in dem Zustand eines hellsehenden magnetisch Schlafenden; da er aber ganz vom Körper getrennt ist, so ist sein Zustand weit vollkommener: er erinnert sich seines Erdenlebens von Anfang bis zu Ende vollkommen; er gedenkt seiner Zurückgelassenen, und er kann sich die Sinnenwelt ganz deutlich vorstellen, aber er empfindet sie gegenwärtig ganz und gar nicht

mehr, dagegen empfindet er nun die Geisterwelt, und ihre Gegenstände, und zwar denjenigen Theil derselben, in der er gehört, oder zu dem er sich hier fähig gemacht hat. Daß dies Alles logisch richtig aus den magnetischen Erfahrungen folge, das wird der Wahrheitliebende Forscher leicht finden, wenn er jene Erfahrungen alle kennt, und dann darüber nachdenkt.



Jung-Stilling auf dem Totenbett in seiner Karlsruher Wohnung.

§. 90.

Man kann und man wird mir den Einwurf machen: Es ist aber doch so gewiß noch nicht, daß der Somnambül im Zustand des Hellsehens, das Gehirn und die Nerven zu seinen Vorstellungen gar nicht brauche – hierauf dient zur Antwort, daß er einmal gewiß die Augen nicht zum Hellsehen, und eben so wenig die andern sinnlichen Werkzeuge zum Empfinden nöthig habe; da nun aber das Gehirn blos durch die Eindrücke der äußern Sinnen in Würksamkeit gesetzt wird, so kann dies hier der Fall unmöglich seyn. Indessen werden im Verfolg Erfahrungen vorkommen, die meine Behauptung unwidersprechlich beweisen.

§. 91.

Der Somnambül empfindet von der ganzen Sinnenwelt nicht das Geringste, ausser einer, oder mehreren Menschen-seelen die mit ihr in harmonische Berührung in Rapport gebracht werden, durch diese erfährt sie was in der Sinnenwelt vorgeht. Nach dem Tod setzen sich die Seelen mit denen in Rapport, die ihrer Natur am ähnlichsten sind – bringen sie sich mit andern in harmonische Berührung, so empfinden sie Leyden, die sich in Ansehung ihrer Größe verhalten, wie der Grad des Unterschieds. O wohl denen die sich dann dem Character des Erlösers, so sehr genähert haben, daß sie mit Ihm in Rapport kommen, das ist, zu seinem Anschauen gelangen! Sie werden dann auch in der Gemeinschaft aller seiner Heiligen seyn. Eben so werden auch Freunde, die sich in ihrem moralischen Character sehr verähnlicht haben, dort ewig miteinander in Beziehung, in harmonischer Vereinigung bleiben. Aus dem vorhergehenden wird auch nun begreiflich, wie die Mittheilung in jenem Leben beschaffen seyn wird: der Somnambül liest in der Seele dessen mit dem er in Rapport gesetzt wird; da bedarfs keiner Sprache; eben so

wird es sich auch nach dem Tod verhalten, Einer liest in der Seele des Anderen.

Alle diese wichtigen Ausschlüsse haben wir dem erst vor etwa dreisig Jahren erfundenen, thierischen Magnetismus zu verdanken; aber die folgenden sind nicht weniger bedeutend und belehrend.

§. 92.

Der thierische Magnetismus versetzt, besonders solche Personen die sehr reizbare Nerven, und eine lebhaftere Einbildungskraft haben, gar bald in jenen Zustand des Somnambulismus, und des Hellsehens, und zwar durch ein regelmäßiges gelindes Bestreichen des Körpers. Eben durch diese Entdeckung hat man nun gefunden, daß alle jene hysterische Entzückung bey Frauenspersonen, aber auch hypochondrische bey dem männlichen Geschlecht nichts mehr und nichts weniger als eben ein solcher Somnambulismus seyen, nur daß er nicht durch künftiges Bestreichen, sondern aus einer kränkelnden Natur entstanden ist.

§. 93.

Wenn also eine Person mit oder ohne Krämpfe in Entzückung geräth, so daß sie ihr Selbstbewustseyn verliert, und nun Gesichte sieht, mit Geistern umgeht, und die erhabensten Dinge ausspricht, die weit über ihren natürlichen Erkenntniskreis hinausgehen, so halte man das ja nicht für etwas Göttliches, sondern für eine wahre Krankheit, für eine Abirrung der Natur von ihrer gesezmäßigen ihr vorgeschriebenen Bahn. Alles was sie sagt und thut, das prüfe man vernünftig nach dem Wort Gottes; gute Warnungen und Ermahnungen benutzt man, aber Göttliche Offenbarungen sind sie nie, und durchaus nicht; auch dann nicht, wenn eine solche Person zukünftige Dinge voraus

sagt die in Erfüllung gehen: denn sie steht im Rapport mit dem Geisterreich; da aber ihre Seele noch an den Körper gefesselt ist, so ist der Rapport nicht vollständig; sie kann die Bilder ihrer eigenen Phantasie, von den Geistern nicht unterscheiden; sie erkennt und sieht also vieles, das sie im natürlichen Zustand nicht erkennt und sieht, aber nicht alles ist wahr, vielweniger Göttlich, man kann und soll nicht darauf achten, vielmehr alle dienliche Mittel gebrauchen, um sie von ihrer Krankheit zu befreien: denn gewöhnlich nehmen diese Verirrungen ein betrübtes Ende. Ich werde im Verfolg Beyspiele davon anführen.

§. 94.

Die Ursachen aus denen ein solcher natürlicher magnetischer Schlaf entstehen kann, sind vorzüglich folgende:

Vorerst gehört dazu ein lebhaftes sehr reizbares Nervensystem, und eine lebhafte Einbildungskraft, beyde sind aber gewöhnlich miteinander verbunden.

Fürs Zweyte, eine beharrliche Beschäftigung der Seelen mit übernatürlichen Gegenständen. Z. B. Wenn abergläubische und zugleich schlecht unterrichtete, einfältige Leute, immer mit Hexerey und Gespenstern zu thun haben. Sind sie zugleich gottlose böse Menschen, so können sie endlich dadurch wirklich mit bösen Geistern in Rapport kommen, und dann ist die Zauberey kein Hirngespinnst mehr.

§. 95.

Die fleischliche Liebe ist besonders bey dem weiblichen Geschlechte die reichhaltige Quelle der magnetischen Entzückungen, und daher entstehenden gräulichen Verirrungen; vorab wenn sich religiöse Empfindungen damit vereinigen. Mir sind viele traurige Erfahrungen von der Art bekannt; die ich aber hier, um der noch lebenden Personen willen nicht kenntlich machen will.

Ein frommes Mädchen besuchte die Erbauungsstunden, die ein, auch frommer, aber schöner, und verheuratheter Mann in seinem Hauße hielt; nach und nach verliebte sie sich in ihn, und da dieser Liebe unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stunden, so unterlagen endlich ihre Nerven dem Kampf, und die arme Unglückliche wurde Somnambüle; in den ersten Zeiten sprach sie in ihren Entzückungen die erhabensten und herrlichsten Wahrheiten aus; gewöhnlich kam sie in die Krise, wenn sie in der frommen Versammlung war. Viele zukünftige Dinge sagte sie vorher, und viele wurden auch erfüllt, sie bekam einen großen Anhang, und die vernünftigsten und gelehrtesten Männer hielten sie für eine Person, die vom Geist Gottes inspirirt sey, mit einem Wort, für eine Prophetin.

Allmählig erhielt sie in ihren Entzückungen die Nachricht – daß die noch lebende Frau ihres Geliebten ein Scheusal vor Gott und seinen Engeln sey – Dies wurde nach und nach so satanisch klug und scheinheilig insinuiert, daß es die ganze Gesellschaft, die aus mehreren hundert Personen bestand, heilig glaubte. Die arme Frau wurde also, auf Befehl aus der Geisterwelt, an einem entfernten Ort eingesperrt, sie verlohr den Verstand, starb in der Raserey, und der Witwer heurathete nun, auch auf Befehl aus der Geisterwelt, die junge Frauensperson. Bis an die schreckliche Behandlung der ersten Frauen, konnten beyde Hauptpersonen und der ganze Anhang unschuldig irren, aber von dem an nicht mehr. Die gräßlichen Verbrechen dieser Person, und ihrer Anhänger sind Welt- und Actenkundig.

Ein gemeines Dienstmädchen im nördlichen Deutschland, bekam in einer Entzückung den Auftrag, sie müsse den Fürsten, der im nahen Reich Christi unter Ihm regieren sollte, gebähren; ein übrigens frommer verheuratheter Prediger ließ sich von ihr verführen, er glaubte ihr, und sie gebahr wirklich einen Sohn, ob er aber das werden wird, wozu ihn seine Mutter bestimmt hat, das lasse

ich meine Leser beurteilen. Eine ähnliche Geschichte trug sich vor wenigen Jahren auch im südlichen Teutschland zu.

Ich hab ein Frauenzimmer gekannt, die von Herzen fromm war; diese gerieth täglich, auch von selbst, in einen vollkommenen magnetischen Schlaf; sie war dann ausserordentlich erhaben gestimmt, sahe Christum, lebte unter lauter Engeln, hörte sie singen, sang mit ihnen, und sprach Dinge aus, die erstaunlich waren. Endlich kündigte ihr der Geist den sie für Christum hielt, oder auch ihr eigenes Phantasiebild das sie dafür annahm, an, daß sie morgen früh um sechs Uhr sterben würde – die gute Seele kämpfte diese Nacht schwer, am Morgen setzte man die Uhr still, sprach mit ihr von allerhand, und so gieng die Zeit vorüber. Hernach überzeugte man sie leicht, daß Alles was sie sähe trügerische Täuschung sey, und nun hörten auch ihre Entzückungen auf.

Nachwort

Johann Heinrich Jung wurde am 12. September 1740 in dem kleinen westfälischen Dorf Grund bei Hilchenbach im damaligen Fürstentum Nassau-Siegen geboren. Er war das einzige Kind der Predigertochter Dorothea Jung, genannt Dortchen, und ihres Ehemannes Helmann, eines Schneiders und Schulmeisters. Dorothea Jung starb früh und ließ den Knaben anderthalbjährig mit dem Vater zurück, der daraufhin in Schwermut verfiel und den Sohn in der Abgeschiedenheit seines siegerländischen Elternhauses nach strengen pietistischen Grundsätzen erzog. Zur wichtigen Bezugsperson wurde der Großvater, Kohlenbrenner und Kirchenältester des Dorfes, dessen bauernfromme, lebenskluge Art für Ausgleich sorgte.

Dank der Vermittlung des örtlichen Pfarrers konnte der Junge die Lateinschule besuchen und sich so bereits im jugendlichen Alter selbst zum Schulmeister qualifizieren. Seinen verschiedenen, zum Teil mit originellen Methoden unternommenen Versuchen als Dorfschullehrer und Hauslehrer war wenig Erfolg beschieden. Wohl aber ist ihre Darstellung in der ab 1777 publizierten Lebensgeschichte, die dank der allgemeinen Konjunktur empfindsamer Selbstzeugnisse breit wahrgenommen wurde, von Interesse. Sie zeigt den ‚Volkslehrer‘, der Jung-Stilling Zeit seines Lebens sein wollte. Den mehrdeutigen Zusatznamen ‚Stilling‘ wählte er in Anlehnung an ‚die Stillen im Lande‘, jene wenig gebildeten, streng christusgläubigen Volksschichten, die sich gegen die Vernunftreligion des aufgeklärten Zeitgeistes verwahrten und Zuspruch etwa bei der mystisch orientierten Laitheologie eines Gerhard Teerstegen suchten. Jung-Stilling pflegte Kontakte zu diesen Kreisen, als Volkslehrer verstand er sich jedoch in einem umfassenden, fromm-aufklärerischen Sinn. Den Stil der moralischen Wochenschriften der Aufklärung übernahm er in seiner Monatsschrift *Der Volkslehrer*, die zwischen 1781

und 1784 erschien und deren einziger Mitarbeiter er war. Sie enthielt in leicht verständlichem Deutsch geschriebene Fallgeschichten, die vor allem lebenspraktische Ratschläge erteilten. Ein wichtiges Thema war neben anstößigen Kleidersitten und den Gefahren des Alkoholmissbrauchs auch die Frage nach der richtigen Berufswahl der Kinder, die sich für die im Entstehen begriffene bürgerliche Gesellschaft als alles entscheidend darstellte.

Jung-Stilling wurde vom Vater der missglückten Schulversuche wegen zum Schneiderhandwerk gedrängt. Nach der Gesellenzeit in Solingen und Radevormwald trat er jedoch wiederum als Hauslehrer und als Verwalter in den Dienst des Gutsbesitzers und Fabrikanten Peter Johann Flender, wodurch er Kenntnisse über Handel und Gewerbe und die Möglichkeit eines umfassenden Selbststudiums in Literatur und Philosophie sowie auf dem Gebiet der Medizin erhielt. Nach siebenjähriger Tätigkeit wählte er letztere zum Gegenstand seines Universitätsstudiums, das er, bei ständiger Geldnot, von 1770 bis 1772 in Straßburg absolvierte und mit Promotion abschloss. Unmittelbar vor Studienbeginn hatte er die von einem seelischen Anfallsleiden gezeichnete Kaufmannstochter Christine Heyder gehehlicht.

In der Straßburger Studienzeit lernte Jung-Stilling Herder und Goethe kennen. Der wohlhabende Frankfurter Juristensohn und Jurastudent, in dessen Familie der soziale Aufstieg aus der Handwerkskaste bereits eine Generation zuvor bewältigt worden war, erschien dem der bauerlichen Einfachheit eben erst entronnenen „Naturmenschen“ (Brief an Goethe vom 7. Januar 1816) als wirbelnder Freigeist. Im Naturell war ihm der Theologe Herder näher, gleichwohl beeindruckten und beeinflussten ihn beide. Goethe führte ihm die Modellektüren des Geniezeitalters vor (Ossian, Shakespeare), den Gesprächen mit Herder dankte er tiefe Einsichten in die kulturpoetischen und naturphilosophischen Wurzeln der Schöpfungsgeschichte, die wesentlich auf seine eigenen theosophischen Denkversuche wirkten.

Noch in Straßburg begann er die Arbeit an einem später als *Theosophischer Versuch vom Wesen Gottes und von dem Ursprung aller Dinge* ins Reine geschriebenen, aber nicht veröffentlichten Text; schließlich publizierte er nach zahlreichen Umarbeitungen und Verwerfungen 1787 die *Blicke in die Geheimnisse der Natur-Weisheit* und eignete sie, Öffentlichkeit suchend, drei berühmten Gelehrten seiner Zeit zu, nämlich „denen Herren von Dalberg, Herdern und Kant“. Dass Jung-Stilling zum Theologen und Popularphilosophen Dalberg (damals kurmainzischer Statthalter von Erfurt, später geistlicher Staatsmann u.a. in Konstanz und Frankfurt) persönlichen Kontakt gehabt hätte, ist nicht bekannt. Auch Herder und Kant reagierten nicht auf das übersandte Dedikationsexemplar. Der kritische Königsberger Philosoph verschenkte es ungelesen an Hamann.

Wenn nicht als Philosoph, so war Jung-Stilling zu diesem Zeitpunkt auf anderen Feldern einer breiten Öffentlichkeit durchaus bekannt. Nach dem Medizinstudium zog er mit seiner Frau nach Elberfeld, wo er sich als Arzt niederließ und vor allem durch Augenoperationen auf sich aufmerksam machte. Sein medizinisches Hauptwerk *Methode den grauen Staar auszuziehen und zu heilen* erschien 1791. Auf spektakuläre Operationen, durch welche er Blindgewordenen das Augenlicht zurückgeben konnte, folgten freilich auch verschiedene Misserfolge, die die Leiden der Betroffenen verschlimmerten und den Arzt in Verruf zu bringen drohten, dessen finanzielle Situation, inzwischen waren zwei Kinder geboren, ohnehin sehr angespannt blieb. Dass Goethe nach einem gemeinsam mit Lavater unternommenen Besuch in Elberfeld das Manuskript des ersten Teils der Lebensgeschichte (*Henrich Stillings Jugend*) an sich nahm und nach erheblichen redaktionellen Eingriffen ohne das Wissen des Autors anonym herausgab, war angesichts des unerwarteten Honorars hoch willkommen. Stilling ließ, nun unter eigenem Namen, die *Jünglings-Jahre* und *Henrich Stillings Wanderschaft* unmittelbar folgen.

Von der drückenden Schuldenlast, wegen welcher er immer wieder verzweifelt zu Gott betet, befreit ihn auch dieser Erfolg nicht. Als ihm im Herbst 1778 an der neu gestifteten kurpfälzischen Kameralhochschule zu Kaiserslautern eine Professur für Landwirtschaft, Technologie, Handel und Vieharzneikunde angeboten wird, erscheint ihm das als Akt der Vorsehung. Ähnlich deutet er zum Unwillen seines Schwiegervaters auch den Tod seiner stets leidenden Ehefrau Christine. Bereits zehn Monate nach ihrem Scheiden heiratet er 1782 auf Vermittlung von Sophie von La Roche deren Freundin Selma von St. George. Die Kinder aus erster Ehe gibt er zur Erziehung in Pflege, seine neue Gattin kommt in nur acht Jahren mit neun Kindern nieder, von denen jedoch nur zwei das Erwachsenenalter erreichen. Beruflich hatte sich Jung-Stilling bis zum Wechsel nach Kaiserslautern zum Arzt berufen geglaubt. Nun sieht er seine Bestimmung darin, „Regenten und Fürsten-Diener“ als „Volksbeglückter“ zu bilden und zu beraten, wobei er sich durch seine autodidaktischen historischen und literarischen Studien bestens präpariert wähnt (S. 61f. dieses Lesebuchs^{*}). In der Lebensgeschichte (*Henrich Stillings Häusliches Leben*) heißt es dazu: „Stilling war von Jugend auf ein außerordentlicher Freund der Geschichte gewesen, und auch ziemlich darin bewandert, er hatte also von Regierungs-Sachen gute Kenntnisse gesammelt. Dazu kamen noch Romanen von allerley Gattung, und vorzüglich politische [...]“ (S. 61)

Es beginnt die Zeit des Staats- und Finanzwissenschaftlers Jung-Stilling, der mit zahlreichen Lehrbüchern und öffentlichen Reden hervortritt (während er mit der Verwaltung eines ihm anvertrauten pfälzischen Mustergutes scheitert), seiner Hochschule mit deren Verlegung nach Heidelberg und schließlich einem Ruf als Professor für Ökonomie,

* Die Zitate, die aus den Auszügen dieses Lesebuchs stammen, werden im Folgenden mit Seitenangaben in Klammern nachgewiesen.

Finanz- und Kameralwissenschaften nach Marburg folgt, wo er das staatswirtschaftliche Institut mitbegründet. In Marburg stirbt Selma im Kindbett. Ein halbes Jahr nach ihrem Tod ehelicht Jung-Stilling Elise Coing, die Tochter eines Kollegen, mit der er vier weitere Kinder hat. 1792 ernannt man ihn zum Prorektor. Da die Universität als hessischer Landstand gilt, ist er durch diese Funktion zugleich Landesherr im Krieg mit den französischen Revolutionstruppen, vor denen er im gleichen Jahr bei einem Besuch in Frankfurt mit der psychisch labilen Elise nach Marburg zurück flieht. Jung-Stilling blieb dem revolutionären Frankreich gegenüber weitgehend verständnislos. Er erlebte die sich überschlagenden Ereignisse als apokalyptische Bedrohung („der Menschgewordene Satan“, S. 95) und als Anschlag sowohl auf seine philosophische Theologie als auch auf seine Staatswissenschaft. Theosophisch geprägt, stand für Jung-Stilling zeitlebens der „Geist“ des Göttlichen im Mittelpunkt, dessen Erkennbarkeit aus einer wunderbaren Natur er voraussetzte. Eine Vernunftreligion ohne offenbare göttliche Wirkung, wie er sie namentlich mit Leibniz, Voltaire und Rousseau verband, lehnte er ab. Mit Kant hingegen konnte er sich anfreunden, da dessen kritische Philosophie die Vernunft auf das in den Anschauungsformen von Raum und Zeit Zugängliche beschränkte, das ‚Ding an sich‘ außen vor und somit, wie ihm schien, Raum für spirituelle Erfahrungen im Jenseits ließ. Dass dies ein Missverständnis war, hätte Jung-Stilling, der Kant in einem begeisterten Brief (1789) für die *Kritik der reinen Vernunft* dankte, schon aus Kants vor-kritischen Schrift zum *Geisterseher* (1766) deutlich werden können. Er selbst entwarf im Spätwerk, was Kant als Irrweg der Metaphysik brandmarkte, eine *Theorie der Geisterkunde* (1808). Obgleich er ihn später kritischer sah und insbesondere die formalistische Moralphilosophie ablehnte, mochte sich Jung-Stilling in seinem Kampf wider die Vernunftreligion nicht gegen Kant wenden. Er wandte sich

dagegen schon früh in vier polemischen Schriften gegen den Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai, der mit seinem *Sebaldu Nothanker* den gemischten Charakter einer Pfarrerfigur als Ideal religiöser Aufklärung dargestellt hatte. Jung-Stillings eigene religiöse Romane (*Herr von Morgen-thau*, *Florentin von Fahlendorn*, *Theodore von der Linden*, *Theobald oder die Schwärmer*) folgen hingegen alle dem gleichen Schema des didaktischen Prüfungsromans und halten mit eindimensionalen Charakteren „moralisch guter Menschen“ (Friedrich List) Abstand zu den Konflikten des modernen Bildungsromans.

1793 ließ der Marburger Professor eine Schrift *Über den Revolutionsgeist* erscheinen, den er als „Hochverrath gegen die göttliche Majestät“ anklagte. Menschenrechte seien ausschließlich im Sinne individueller Vervollkommnung zu denken, gesellschaftlich verstanden führten Freiheit und Gleichheit geradewegs zur „Staatsverfassung der Höllen auf Erden“. Wenngleich der Staatswissenschaftler Jung-Stilling mit seinem Ideal der „Volksbeglückung“ tatsächlich das ganze Volk meinen wollte und das Recht der Obrigkeit auf Steuern und Abgaben daraus herleitete, dass „auch der Fürst“ zuerst ein „Mensch“ mit „Bedürfnissen“ sei (Antrittsvorlesung in Kaiserslautern), war für den gesellschaftlichen Aufsteiger die Änderung der bestehenden Herrschaftsverfassung unannehmbar. Dem revolutionären Zeitgeist der Marburger Studenten entsprach der Professor damit nicht mehr. Das Auditorium seiner Vorlesungen schwand merklich, und ihm ging auf, „daß auch die Staatswirthschaft sein wahrer Beruf nicht sey“ (S. 107).

Wiederum als Akt der „Vorsehung“ würdigt die Lebensgeschichte das Angebot des Badischen Kurfürsten Karl Friedrich, sich, abgesichert mit dem Titel und der Besoldung eines Geheimen Hofrats, ganz der religiösen Volksschriftstellerei zu widmen und ansonsten als Briefseelsorger und fürstlicher Berater tätig zu sein. Jung-Stilling nahm die Einladung im September 1803 an und siedelte mit der

Familie nach Heidelberg über. Ab 1806 wirkte er als persönlicher Berater des Fürsten unmittelbar am Hof in Karlsruhe, wohin die Familie noch einmal umzog. Durch die hohen Lebenshaltungskosten in der Residenzstadt stellten sich erneut finanzielle Schwierigkeiten ein, die nach dem Tod Karl Friedrichs durch eine von der russischen Zarin gestiftete jährliche Pension und eine Zuwendung zur Schuldentilgung vom russischen Fürsten Galitzin gemildert werden konnten. Ein später Besuch Goethes in Karlsruhe verläuft nach vierzigjähriger Trennung im Herbst 1815 unglücklich (Goethe schreibt im Anschluss an Knebel: „Jung ist leider in seinem Glauben an die Vorsehung zur Mumie geworden.“). Gleichwohl versichern sich beide danach gegenseitig ihrer Freundschaft. Ein erneutes Zusammentreffen kommt jedoch nicht mehr zustande. Jung-Stilling stirbt am 22. März 1817 in Karlsruhe elf Tage nach seiner dritten Ehefrau Elise.

Die für das vorliegende Lesebuch ausgewählten Auszüge aus dem umfangreichen Werk des Schriftstellers, Arztes und Staatswissenschaftlers sollen sein vielseitiges Schaffen anschaulich werden lassen, ohne der Vorstellung vom ‚Universalgelehrten‘ das Wort zu reden. Einerseits waren Fach- und Berufswechsel, wie sie Jung-Stillings Laufbahn prägten, im 18. Jahrhundert, vor der Entstehung des modernen Bildungs- und Universitätswesens mit seinen zwei weitgehend getrennten Wissenschaftskulturen der Geistes- und Naturwissenschaften, noch eher Regel als Ausnahme, zumindest aber nichts Ungewöhnliches. Andererseits war das, was heute als interdisziplinärer Mut erscheinen mag, vor allem der Mut der Verzweiflung eines permanent ökonomisch herausgeforderten Mannes, der aus kleinsten, bäuerlichen Verhältnissen ohne jedes Vermögen gestartet war. Auch für bürgerliche Schriftsteller und Gelehrte war eine Karriere bei Hofe und/oder an der Universität oft die einzige Chance auf ein einträgliches Auskommen, das indes bei weitem nicht immer beständig war oder gar lebenslang

währte. Der Ausfall fürstlicher Gunst konnte jäh den finanziellen Ruin ganzer Familien bedeuten. Jung-Stillings Schicksal, durch das sich die Sorge um seine Schulden wie ein roter Faden wirkt, zeigt das beispielhaft. Nicht zufällig erscheinen ihm vor allem unverhoffte finanzielle Zugewinne und Unterstützungen verschiedener Gönner, ohne die er sein Medizinstudium nicht hätte absolvieren können, als Zeichen der göttlichen Vorsehung, wie in folgendem Dialog aus *Henrich Stillings Wanderschaft*: „Sagen Sie mir doch mein Freund! Wo bekommen Sie Geld her zum Studiren? Stilling lächelte und antwortete: ‚Ich habe einen reichen Vater im Himmel, der wird mich versorgen.‘“

Der feste Vorsehungsglaube hinderte Jung-Stilling nicht daran, im Zweifel auch nachzurechnen, was ihm eine Lebensentscheidung bringen würde. So lässt es der Erzähler der *Lehr-Jahre* mit dem Hinweis, die Entscheidung für eine religiöse Identitätskarriere sei ein „Werk der Vorsehung“ gewesen, nicht bewenden. Detailliert werden die Gehaltsunterschiede zwischen der Marburger Professur und der besoldeten Schriftstellertätigkeit in Baden vor dem Leser ausgebreitet: „eine Stelle mit Zwölfhundert Thalern im zwanzig Guldenfuß, gegen Zwölfhundert Gulden Reichscourant“. Da die Reichswährung erheblich unter dem Wert der hessischen Landeswährung lag, war der Wechsel, „bloß nach vernünftigen ökonomischen Gründen beurtheilt“, durchaus „bedenklich“. Dass Jung-Stilling sich dennoch dafür entschied, wird zwar der göttlichen Führung gutgeschrieben, zugleich aber wird erklärt, es sei Christenpflicht, bei mehreren beruflichen Alternativen diejenige zu wählen, „die der Menschheit den mehresten Nutzen bringt“. Die Entscheidung aus religiöser Leidenschaft steht also dem ökonomischen Kalkül aufs Ganze gesehen nicht unversöhnlich gegenüber. Im Glück der größten Zahl, dem Grundprinzip der Jung-Stillingschen Staatswissenschaft, kann beides zusammengedacht werden.

Von den fünf Teilen der Lebensgeschichte folgen die ersten, 1777/78 unmittelbar nacheinander publizierten drei Bücher (*Jugend, Jünglings-Jahre, Wanderschaft*) dem Erzählstil und den Topoi der literarischen Empfindsamkeit, während die wesentlich später entstandenen Teile vier und fünf (1789 bzw. 1804: *Häusliches Leben* und *Lehr-Jahre*) den Charakter einer reflektierend vorgetragenen Chronik haben, die ganz von dem Gedanken beseelt scheint, mit der Erzählung der exemplarischen Autobiographie den Beweis der Existenz göttlicher Vorsehung zu erbringen. Der Begriff ‚Autobiographie‘ ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein Neologismus, der erstmals 1786, vier Jahre nach dem Erscheinen von Rousseaus *Bekenntnissen*, nachgewiesen ist. Er verbindet sich mit der Einsicht, dass das Selbst nichts schlichtweg Abschreibbares ist, sondern vom Erzählwillen eines Ichs hervorgebracht werden muss. Aus den religiös-bekennenden Bekehrungsgeschichten und Tagebüchern, die im Umfeld der pietistischen Bewegung beispielsweise von Lavater und in der Herrnhuter Brüdergemeinde verfasst wurden, entwickelten sich erzählend-psychologische Selbstdarstellungen wie Karl-Philipp Moritz' autobiographischer Roman *Anton Reiser*.

Jung-Stilling, der im Alter zweimal nach Herrnhut reiste, lernte Lavater bereits 1774 persönlich kennen, als dieser ihn gemeinsam mit Goethe in Elberfeld besuchte. Beide pflegten daraufhin einen intensiven, zum Teil kontroversen Austausch über Fragen der religiösen Praxis, getrieben von dem gemeinsamen Anliegen, der geistigen Dimension des Göttlichen auf die Spur zu kommen. Trotz der bei beiden zu verzeichnenden Entwicklung – weg von der milden Aufklärungstheologie hin zum Erweckungsglauben – blieb Jung-Stilling, etwa was die Haltung zu übernatürlichen Phänomenen wie dem europaweit berühmten ‚Geisterseher‘ Emanuel Swedenborg betraf, kritischer als sein enthusiastischer Freund Lavater, der sich mit seinem radikal christologischen Wunderglauben nicht zuletzt von Goethe

entfremdete. Gleichwohl schuf Jung-Stilling Lavater mit dem (später in die *Scenen aus dem Geisterreiche* aufgenommenen) Gedicht *Lavaters Verklärung* ein literarisches Denkmal, das den Zürcher Theologen als „Blutzeugen“ würdigt.

I.

Henrich Stillings Jugend hat mit Lavaters *Geheimem Tagebuch* (1771) das anonyme Erscheinen gemeinsam. Dass ein Freund ohne das Wissen des Autors dessen private Schriften bearbeitete und publizierte, war damals durchaus üblich und wurde häufig auch als Herausgeberfiktion gebraucht, die authentisieren und den Absatz auf dem expandierenden Buchmarkt fördern sollte. Am Beginn unseres Lesebuchs steht ein Auszug aus *Henrich Stillings Jugend*, aus jenem ersten Teil der Lebensgeschichte also, für dessen Publikation Goethe verantwortlich war. Er setzt unmittelbar nach dem frühen Tod der Mutter ein und zeigt, wie Trauer und Melancholie, die dem als äußerst empfindsam beschriebenen „Dortchen“ wesenseigen waren, nach ihrem Tod in ein unerbittliches religiöses Regiment des Vaters umschlagen, der damit seine eigene Verlust-erfahrung zu bewältigen trachtet. Nicht nur die streng pietistische Erziehung, deren Sinn der Vater unter anderem aus Traktaten aus dem Umfeld des pietistischen Bischofs Fénelon (1651-1715) bezieht, der mit der Mystikerin Madame de Guyon (1648-1717) befreundet gewesen war, stellt eine klare Parallele dar zum Elternhaus von Anton Reiser, dessen Vater gleichfalls diese Schriften konsultiert. Auch die rege Lektürepraxis des kleinen „Henrich“, der nicht mit anderen Kindern spielen darf und daher ganz in der literarischen Einbildungskraft zu Hause ist, die seine Weltwahrnehmung prägt, erinnert deutlich an den Titelhelden von Moritz' *Autobiographie*, die dieser einen „psychologischen Roman“ nannte. Freilich erscheint Henrich ungleich glücklicher als Anton Reiser, der sich durch seine

vielen Lektüren zwar bildet, eine eigene Identität aber tragisch verfehlt. Demgegenüber findet Henrich Halt in den Gesprächen mit dem Großvater. Nicht zufällig ist es, dem er verspricht: „ich werde fromm und froh seyn, daß ich Stilling heiße“ (S. 26). Doch auch das Verhältnis zum Vater erfährt eine Wendung, die in der stark literarisierten ‚Messer-Szene‘ anschaulich wird: Bei einem gemeinsamen Spaziergang findet Henrich in den Ruinen eines alten Waldschlosses ein Messer mit dem eingravierten Namen der Mutter, woraufhin er ohnmächtig in die Arme seines Vaters sinkt. Wieder erwacht, fragt er den Vater unter „Thränen der stärksten Empfindung“ (S. 22), ob er ihn liebe, was dieser unter lautem Weinen gesteht. Dieser Höhepunkt empfindsamer Dramatik motiviert einen Umschwung in der religiösen Einstellung des Vaters, der seine abgeschiedene, fast monastische Lebensweise aufgibt und den Sohn nun bewusst auf einen dem Leben zugewandten institutionellen Protestantismus hin orientiert, der sich im Beruf als gottgefällig bewährt. Henrich wird auf das Schneiderhandwerk des Vaters verpflichtet, in die Kirche geführt und schließlich auch an das Grab der Mutter. Damit ist der Symbolik der Erzählung nach der melancholische Verlust durch den Tod der Mutter in einem Akt der Trauer bewältigt. In der Messer-Szene gelingt es dem Vater, „alle seine Neigung auf Henrichen“ zu übertragen: „und er fand Dortchen in ihm wieder“ (S. 23). Das Grab wiederum stellt gegenüber dem affektgeladenen Messer einen bereits symbolisch regulierten Ort des Gedächtnisses dar, der als solcher zwischen Vater und Sohn vermitteln kann. „Er [Henrich] empfand hier nicht so viel als bei Findung des Messers; doch hatte er sich, nebst seinem Vater, die Augen roth geweint.“ (S. 24)

II.

Das zweite Kapitel des Lesebuches besteht aus vier kurzen Ausschnitten aus den *Jünglings-Jahren*, die Einblicke in die frühen Schulversuche Jung-Stillings geben, deren Methoden ausdrücklich „seltsam“ (S. 27) genannt werden. Neben dem Katechismus macht es sich der junge Lehrer zur Gewohnheit, seinen bäuerlichen Schülern auch „schöne Historien zu erzählen“ und sie im Rechnen zu unterweisen, was ihm der örtliche Pfarrer verbietet. Bauernkinder sollen lernen – aber nicht zuviel! Zugleich wird deutlich, wie der gering geschätzte Brotberuf des Schulmeisters den aufstrebenden Schneidersohn bei eigenen Bildungsanstrengungen behindert, weil er ihm kaum genügend Zeit für seine autodidaktischen Studien lässt. Dies erfahren wir von einem Erzähler, der wie bei Goethe im *Werther* (1774) oder bei Moritz im *Anton Reiser* (1785) die Lektüreaanstrengungen seines Protagonisten distanziert beobachtet. An Moritz erinnert die sanfte Ironie dieser Passagen, die die ironiefreie Einfalt des empfindsamen Lesehelden kontrastiert, der alles nur unmittelbar verstehen kann. „Ein Mund, der anders sprach, als das Herz dachte, jede Ironie, jede Satyre, war ihm ein Gräuel, alle andre Schwachheiten konnte er entschuldigen.“ (S. 35)

Innerhalb dieser im literarischen Zeitgeist liegenden Darstellungen der Schulversuche sind zwei Erlebnisse von besonderer Bedeutung. Henrich verfertigt zur besseren pädagogischen Vermittlung des Heidelberger Katechismus ein Spiel mit durchnummerierten Karten, die auf die jeweilige Frage des Katechismus verweisen. Diese Karten werden von den Kindern gemischt und wie ein Kartenspiel ausgeteilt, in dem die höhere Karte die niedrigere sticht. Den Lehrer kostet diese spielerische Idee sein Amt. Traditionell galt die Versuchung des Zufalls im Glücksspiel als Teufelswerk. Dass dieser kuriose Einfall so ausführlich geschildert wird, ist vor dem Hintergrund derjenigen systematischen Frage verständlich, die für Jung-Stilling die

Lebensfrage schlechthin darstellte. Berührt wird das Verhältnis von *Kontingenz* und *Providenz*. An Gott zu glauben hieß für den Schneidersohn, je mehr Wendungen seine berufliche Laufbahn nahm, sich auf die Vorsehung zu verlassen, die alles Zufällige in sich einbegreifen sollte. Der heikle Versuch, den Religionsunterricht durch ein Kartenspiel interessant zu machen, kehrt dieses Bestreben gleichsam um. Der Glaube präsentiert sich im Medium des Ungewissen und Zufälligen. Zu diesem Zeitpunkt, so heißt es wenig später im Kontext des zweiten zentralen Schulerlebnisses, kannte Henrich „nur drey Quellen der Wahrheit“: „Erfahrung, mathematische Ueberführung, und die Bibel“ (S. 40). Wie Glaube und philosophische Gewissheit in Einklang zu bringen waren, diese Frage prägte später die theosophischen Denkversuche des Straßburger Studenten. Sein „unersättlicher Hunger nach Erkenntniß der ersten Urkräfte der Natur“ (S. 39) treibt den Dorflehrer in der Darstellung der Lebensgeschichte zunächst geradewegs in die Arme eines vermeintlich in Alchemie bewanderten Amtskollegen, der den Stein der Weisen entdeckt zu haben vorgibt und sich doch nur als ein gewöhnlicher Falschmünzer entpuppt.

III.

Im dritten Kapitel des Lesebuchs begegnen wir dem bereits studierten Jung-Stilling, der sich als Arzt in Elberfeld niedergelassen hat. Ausgewählt aus dem *Häuslichen Leben* wurden drei kurze Ausschnitte über die Behandlung des ersten Patienten, die erste Star-Operation und schließlich über den Wechsel vom Arztberuf auf den Lehrstuhl für Kameralwissenschaft nach Kaiserslautern. Alle drei Ereignisse werden von einem nun anders auftretenden Erzähler berichtet, der die Leser als „Freunde“ anspricht und für den Vorsehungsglauben – „Gott- und Christusähnlichkeit ist das stralende Ziel“ (S. 53) – zu gewinnen sucht. Der frisch niedergelassene Arzt ist sich seiner medizinischen Mittel

äußerst unsicher und deshalb im Klaren darüber, dass die wundersame Heilung seines ersten Patienten mit einem „Säftchen“ „weder Methode noch Ueberlegung, sondern bloßer Zufall, oder vielmehr göttliche väterliche Vorsehung“ war (S. 44). Derweil verschlimmern sich die psychischen Leiden seiner Frau Christine nach der Geburt ihres ersten Kindes dramatisch („Furie Hysterick“). Interessant ist vor diesem Hintergrund, welche Erklärung die Erzählung für die fortwährende finanzielle Misere des jungen Paares aufbietet. Während Stillings Kuren „unter den Armen und unter dem gemeinen Volk“ Erfolg gehabt hätten, sei er bei den vornehmen, zahlungskräftigen Patienten, „wo Wohlleben, feinere Nerven, verwöhnte Empfindung und Einbildung mit im Spiel waren“, ratlos geblieben (S. 52). Für psychische Erkrankungen scheint Jung-Stilling, obwohl ein begeisterter Leser des von Karl Philipp Moritz herausgegebenen *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde*, kein Rezept gefunden zu haben, wodurch er freilich auch seiner Zeit voraus gewesen wäre.

Für einiges Aufsehen sorgten dagegen seine Augenkuren, mit denen er sich in eine prominente medizinische Vorgeschichte einschrieb. Die Operation des Grauen Stars gehörte zu den meistdiskutierten wissenschaftlichen Leistungen des 18. Jahrhunderts. Bereits 1727 hatte William Cheselden dadurch einem blind geborenen Jungen zur Sehkraft verholfen. Der Bericht des Londoner Arztes in den *Philosophical Transactions* fand nicht nur große Beachtung bei den englischen Sensualisten, er ging ein in die Artikel der *Encyclopédie* zu ‚Sens‘ und ‚Aveugle‘, und als Diderot 1749 seine *Lettres sur les aveugles* publizierte, musste er schon ein ausführliches Resümee der so genannten Cheselden-Debatte geben. Als lichter Triumph der Wissenschaft über die blinde Natur konnte die Staroperation populärwissenschaftlich als Urszene der Aufklärung angesehen werden. Sie wurde häufig vor Publikum durchgeführt und fand auch den Weg auf das Theater, etwa in Kotzebues

Lustspiel *Das Epigramm*, in dem auf offener Bühne operiert wird.

Jung-Stilling hat bis in seine Karlsruher Zeit hinein parallel zum religiösen Spätwerk Staroperationen durchgeführt. Als sinnbildlicher Akt der Aufklärung war sie ihm schon in der Elberfelder Praxis, weitab von den internationalen philosophischen Debatten, nicht erschienen, eher als praktisches Mittel, um durch die Behandlung „wohlhabender Staarpatienten“ seine prekäre ökonomische Lage zu verbessern. Wenngleich er an der philosophischen Diskussion nicht teilnahm, hat Jung-Stilling sein medizinisches Wissen später akademisch weitergegeben. In Marburg hielt er die ersten augenheilkundlichen Vorlesungen an der dortigen Universität. Mit rund 2000 (!) durchgeführten Staroperationen muss er zu den erfahrensten Operateuren des ausgehenden 18. Jahrhunderts gezählt werden.

IV.

Mit dem vierten Kapitel zur Staats- und Finanzwissenschaft verlässt das Lesebuch die autobiographische Quelle. Eingeschaltet ist Jung-Stillings *Jubelrede über den Geist der Staatswirthschaft*, die er 1786 anlässlich des 400-jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg gehalten hat. Jung-Stilling formuliert hier die Grundprinzipien seiner Philosophie der „Beglückung“, der gemäß jeder Regent die „Pflicht“ hat, „den Staat nützlich zu bevölkern“, nämlich „durch die höchstmögliche Menge glücklicher Untertanen“ (S. 81). Dies nennt er eine „intensive“ im Unterschied zur „extensiven“ Staatswirtschaft, die nur darauf aus ist, „Eroberungen zu machen“ (S. 68). Gegen die bloß merkantilistische Aggressivität absolutistischer Staatsmacht hält er einen volkswirtschaftlich denkenden Kameralismus, der die Einkünfte des Staates, aber auch ein gerechtes Steuersystem im Auge hat, das das allgemeine Wohl mit dem Wohl des Einzelnen zu verbinden erlaubt. ‚Staatswissenschaft‘, wie Jung-Stilling sie als Hochschullehrer und Fürstenberater zu

betreiben hatte, bezeichnet die spezifisch deutsche Entwicklung einer Kameral- und „Policey-wissenschaft“, wobei „Policey“ im weiten Verständnis des 18. Jahrhunderts alle Maßnahmen der Staatsverwaltung umfasst, die der Sicherung des Allgemeinwohls dienen sollen. In seinen verschiedenen Lehrbüchern z.B. zur *Staats-Polizey-Wissenschaft* (1788), *Finanzwissenschaft* (1789) und *Staatswirtschaft* (1792) wird der zeitgenössische Wissensbestand auf diesen Gebieten abgerufen. Auch in der Heidelberger Rede beruft sich Jung-Stilling auf einschlägige Größen und Vorgänger wie Ludwig von Seckendorff (1626-1692), Joseph von Sonnenfels (1732-1817) und Johann Heinrich Gottlieb von Justi (1717-1771). Im Einklang mit letzterem verlangt er etwa, dass nur Erträge, nicht aber ruhendes Vermögen besteuert werden möge. Das Eigentum ist ihm „heilig“ (S. 75), die Gewerbefreiheit ein hohes Gut („Hier müssen die positiven Gesetze so sparsam gebraucht werden, als möglich ist!!“, S. 78). Systematisch im Mittelpunkt steht das Populationsprinzip: „Je mehr glückliche Menschen zu einem Staat vereinigt sind, desto glücklicher sind der Regent und die Untertanen. – Dies ist der Grundsatz der Bevölkerung!“ (S. 77)

Man kann darin den Nachklang zum „pursuit of happiness“ der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vernennen. Und in der Tat unterstützt Jung-Stilling ein Staatsverständnis im Sinne der Bedingung zur Möglichkeit individuellen Glücks. Er blieb aber doch so weit Kameralist, dass er weder die Macht der Fürsten als solche noch die Steuerprivilegien des Adels und seines Beamtenapparats in Frage stellte. In seiner Monatsschrift *Der Volkslehrer* verteidigt er gegenüber seinen Lesern aus den unteren Schichten ausdrücklich, dass der steuerfinanzierte Beamte besser lebt als sie, die ja nicht wüssten, „was es heißt, mit dem Kopfe zu arbeiten“: „Freilicht tun einem davon die Knochen nicht weh. Aber der ganze Leib wird schwach. Der Kopf wird schwer, im Unterleib tut es einem weh, der

Magen wird schlapp. Was man ißt, bleibt roh darinnen liegen und wird nicht verdaut. Ein solcher Mann muß leichte Speise essen und Wein trinken, damit er gesund und stark bleibe.“ (*Etwas Nötiges von der Landesregierung*, 1782)

Einen reinen Kameralismus vertritt der erklärte Revolutionsgegner gleichwohl nicht mehr. Er gibt sich in Maßen physiokratisch aufgeklärt, verfügt also, was dem Kameralismus fremd ist, zumindest über die Grundidee für eine politische Ökonomie und Verfassung, der die Auffassung zugrunde liegt, dass die Wirtschaft als System politisch *und* gesellschaftlich geformt sein muss. Die Heidelberger Rede führt die „*wahre Menschenfreiheit*“ jedes „Glieds der bürgerlichen Gesellschaft“ auf das „*Recht der Natur*“ zurück, auf das sich das „angewandte Staats- und bürgerliche Recht“ gründe (S. 76f.). Die Physiokratie, maßgeblich geprägt durch das Werk von François Quesnay (1694-1774), propagierte gegen die landesherrliche Willkür vor allem im Steuersystem die Herrschaft naturrechtlicher Regeln, deren Ordnung allein dem Menschengeschlecht gerecht werden könne. Jung-Stilling erwähnt neben Quesnay („Quesnels“) auch den „edeldenkenden *Schlettwein*“ (Johann August Schlettwein, 1731-1802), der am Hof des Markgrafen Karl-Friedrich von Baden-Durlach, dem späteren Großherzog und Kurfürsten, der sich von Jung-Stilling religiös beraten ließ, als ‚Kammer- und Polizeyrat‘ gewirkt hatte (S. 75). Unter seiner Leitung wurde der Hof zu einem Zentrum der neuen physiokratischen Lehre. Schlettwein, ein „politischer *Lavater*“, unternahm seine Reformen sehr sendungsbewusst, so dass ihr vollkommener Misserfolg einem Desaster gleich kam – was noch in Jung-Stillings Rede zu spüren ist, wenn er sagt, das „Studium der Geschichte“ habe ihn „vor aller Projektensucht“ bewahrt. Seinen eigenen Ansatz präsentiert er vor diesem Hintergrund ganz bewusst als moderat. „Wir fanden den glücklichen Mittelweg zwischen dem gewöhnlichen *Kameralshlendrian* und der *Physiokratie*.“ (S. 74)

V.

Eine Mittlerfigur war Jung-Stilling auch in seiner religiösen Schriftstellerei und in seiner Tätigkeit als religiöser Berater, mit denen sich das abschließende fünfte Kapitel dieses Lesebuchs beschäftigt. Hier finden sich zunächst zwei Ausschnitte aus *Henrich Stillings Lehr-Jahren*, die sich mit der ‚Kehre‘ beschäftigen, die die Kenntnis der Kantischen Philosophie in Jung-Stillings privater Religionslehre einleitete, sowie mit der Entstehungsgeschichte der äußerst erfolgreichen religiösen Großschrift *Heimweh* (1793) und der *Scenen aus dem Geisterreiche* (Bd. 1: 1795, Bd. 2: 1801). Die erzählte Zeit in Marburg ist schon durch die beginnende Entfremdung von der Universität gezeichnet. Sie ist, nach der Revolution und unter dem Eindruck des *terreur* in Frankreich, geprägt von der Angst vor ‚französischen Verhältnissen‘. Angesichts dessen werden die Ausfälle gegen „unsre heut zu Tage so hoch gepriesene Aufklärung, und die Neologie der Christlichen Religion“ (S. 94) zusehends aggressiver. Geschrieben hat Jung-Stilling diesen Teil seiner Lebensgeschichte 1803, als er bereits nach Baden übergesiedelt war, um nur noch religiös tätig zu sein.

Die Begegnung mit Kants *Kritik der reinen Vernunft* reicht weiter, bis in das Jahr 1788 zurück. Die *Lehr-Jahre* beschreiben sie als ein richtiges Erweckungserlebnis („Jetzt war Stillings Seele wie emporgeflügelt [...]“, S. 89). Was aber fand Stilling bei dem für seinen schwer zugänglichen Deduktionsstil bekannten Königsberger Philosophen? Darüber gibt die Lebensgeschichte ausführlich Auskunft. Kant befreit ihn von der „schweren Gefangenschaft des Determinismus“, in welche er „durch die Leibniz-Wolfische Philosophie“ geraten war (S. 88). Angespielt wird damit auf die vernunftreligiöse, deistische Lehre von der ‚besten aller Welten‘, der gemäß Gott die Welt allwissend nach einem Schöpfungsplan eingerichtet und danach – wie ein Uhrmacher seinen perfekten Mechanismus – dem Selbstlauf

überlassen hat. Alle Handlungen des menschlichen Willens sind demnach feststehende Folgen einer kausalen Kette, was für Jung-Stilling ebenso Verrat am Glauben ist wie die Annahme, „es sey bloßer Zufall“ (ebd.).

Mit Kant glaubt Jung-Stilling die Religion vor dem rationalistischen Ausverkauf bewahren zu können, weil dieser „durch unwiderlegbare Gründe“ bewiesen habe, dass der Vernunftgebrauch für Glaubensfragen ohne Wert sei. Die „menschliche Vernunft“ bleibt an die „Gränzen der Sinnenwelt“ gebunden, „in übersinnlichen Dingen“ hat sie keinen Sinn und Zweck (S. 89). Das ist eine Kehre im Denken Jung-Stillings, der in seinen frühen theosophischen Denkversuchen gerade angetreten war, Vernunftgewissheit und Glaubensüberzeugung zu vermitteln und rational abzusichern. Kant bot ihm dafür keine weitere Handhabe, sondern bewies im Gegenteil die Unmöglichkeit dessen, wofür er ihm einen euphorischen Dankesbrief schrieb, der, gefolgt von Kants Antwortschreiben, nach den zitierten Abschnitten aus den *Lehr-Jahren* eingeschaltet ist.

Kant schrieb an Jung-Stilling, er tue gut daran, die letzte Befriedigung seines „nach einem sicheren Grunde der Lehre und der Hofnung strebenden Gemüths im Evangelium [zu] suchen“ (S. 112). Wenn die Vernunft „ihr ganzes Feld durchmessen“ habe, erhalte sie von diesem „unvergänglichen Leitfaden wahrer Weisheit“ Belehrung in Ansehung dessen, was „ihr noch immer dunkel bleibt“. Als nach Glaubensgewissheit strebender Universitätsgelehrter musste Jung-Stilling dies als Bestätigung seiner zuvor nur unsicher aggressiv vertretenen Auffassung verstehen, dass die Gesetze der Vernunft den Glauben niemals erschöpfen können. Dass er da schon, wie er Kant im Überschwang des Briefes vom März 1789 mitteilt, neben der *Kritik der reinen Vernunft* auch die gerade 1788 erst erschienene *Kritik der praktischen Vernunft* gelesen hatte, dürfte kaum korrekt sein. Dann wäre sein Schreiben wohl weniger jubelnd ausgefallen, hätte er doch realisiert, dass Kant, wie es dann

fünfzehn Jahre später in den *Lehr-Jahren* enttäuscht heißt, „die Quelle übersinnlicher Wahrheiten nicht im Evangelium, sondern im Moral-Prinzip suchte“ (S. 90). Den durch die Begrenzung der Vernunft entstandenen Freiraum mit einem nur formalen Sittengesetz auszufüllen, damit konnte sich Jung-Stilling schwerlich einverstanden erklären, erinnerte ihn das doch allzu sehr an den Pragmatismus der Vernunftreligion, den er bekämpfte.

Jung-Stillings eigene Richtung im religiösen Spätwerk sollen demgegenüber zwei Ausschnitte aus den *Scenen aus dem Geisterreiche* und einer aus der *Theorie der Geisterkunde* (1808) verdeutlichen, mit denen unser Lesebuch endet. Die *Scenen aus dem Geisterreiche* sind poetische Einkleidungen der biblischen Bilder über das Leben nach dem Tod. Als Anregung könnten Lavaters *Aussichten in die Ewigkeit* (4 Bde., 1768-1778) gedient haben, die Jung-Stilling jedoch nicht ausdrücklich nennt. Wohl aber erwähnt er das gattungspoetische Vorbild, nämlich Lukians *Totengespräche*, die er trotz Schulden in einer teuren Ausgabe der Wielandschen Übersetzung angeschafft hatte. Um den finanziellen Aufwand zu rechtfertigen, beschließt er, anstelle der satirischen Dialoge, mit denen Lukian über die Ungereimtheiten der griechischen Götterwelt spottet, ein Jenseitsbild zu entwerfen, das christliche Leser erbauen und belehren soll. Jung-Stilling beklagt, dass die protestantische Amtskirche durch die Reformation alle „Ansprüche auf die Herrschaft über die Geisterwelt“ (*Theorie der Geisterkunde*) aufgegeben hat und nach der Abschaffung von Hades und Fegefeuer nur mehr Himmel und Hölle kennt. In seiner Geisterwelt sind dagegen die noch unbestimmten Stadien des Übergangs entscheidend. Im Hades, dem ersten Zustand nach dem Tod, ist der Ausgang des Urteils noch offen; es herrscht eine willkürliche Phantasie, die oft qualvoll ist, weil der vom Körper entbundene Geist die irdischen Triebe noch besitzt, ohne sie ausagieren zu können. Dies währt, bis sich die Seele zum rein geistigen Genuss erhebt oder

aber in der Hölle landet, aus der man freilich bei Jung-Stilling auch noch erlöst werden kann. Eine weitere wichtige Transferstation ist das „Reiche des Unterrichts“ bzw. „Kinderreiche“ (S. 115), in dem jene angelangen, die im Leben gut gehandelt, Christus aber noch nicht als den Erlöser erkannt haben. Dazu zählen Heiden und früh verstorbene Kinder; in der ersten der beiden ausgewählten Szenen treffen wir hier aber auch drei Naturforscher, welche jenseits der Gesetze von Raum und Zeit in unseliger Vergeblichkeit nach ihren empirischen Untersuchungsobjekten Ausschau halten. Sie geben an, mit ihrer Erkenntnissuche stets nach der Vervollkommnung des Menschen und mithin der allgemeinen Glückseligkeit gestrebt zu haben, müssen sich aber vorhalten lassen, dass ihnen die Naturforschung als solche „Vergnügen“ bereitet hat und sie zum Selbstzweck erhoben haben, was nun zum höchsten Glück nicht promoviert werden könne (S. 117). Dies wäre nur zu vermeiden gewesen, hätten sie aus reiner „Pflicht“ und nicht bloß pflichtgemäß oder gar aus Neigung gehandelt – soviel kategorischer Kant scheint im Geisterreich Bestand zu haben. Daher werden die drei Wissenschaftler ins Schattenreich verbannt, um ihre Seelen von der „Anhänglichkeit an die irdische Natur“ (S. 120) ganz zu reinigen.

In der zweiten Szene („Der Antiquarius“) begegnen wir einem Archäologen und Kenner der Schönen Künste, dessen Liebe zu antiken Statuen so weit geht, dass er sich noch auf dem Sterbebett einen Laokoon aufstellen und Lessings berühmte Schrift dazu vorlesen lässt. Dem Gelehrten wird nach seinem Tod „an der nördlichen Gränze des Kinderreiches im Chaos ein Erbtheil angewiesen“, wo er, mit „Schöpfungskraft“ begabt, sehen soll, „was für eine Welt aus seinen Idealen herauskommen würde“ (S. 126). Als sein Reich inspiziert wird, entpuppt es sich als ein düsteres Kunstarchiv. Der Schöngeist muss einsehen, dass er „lauter leere Schatten ohne Wesen“ (S. 129) erschaffen

hat. Er wird in ein „*scheußliches Todtengerippe*“ (S. 130) verwandelt, um sich bis zur Auferstehung unter den Gestalten seines Kunstreiches zu erniedrigen.

Die Szene verrät eine tiefe Skepsis gegenüber dem schöpferischen Menschen der Neuzeit, der die Vergangenheit im Archiv aktiv als Geschichte entstehen lässt, statt sich von der Heilsgeschichte leiten zu lassen. Stellvertretend sind es unter Anspielung auf das Pygmalion-Motiv die Schöpfer von Kunst und Poesie, deren gottgleiche Genialität als Hybris erscheint. Skeptisch stellt sich die Szene damit freilich auch zu den nach der Französischen Revolution im Idealismus unternommenen Versuchen einer ästhetischen Erziehung des Menschen, die im Schönen auch das Gute erkennen und politisch realisieren wollen. Im Unterschied zu Schillers moralästhetischer Wiedervereinigung von Kants drei Kritiken ist die Idealform eines ästhetischen Staates für den ehemaligen Staatswissenschaftler Jung-Stilling das reinste Schreckbild.

Die *Theorie der Geisterkunde* erneuert und radikalisiert die Abrechnung mit dem Determinismus: Im „mechanisch-philosophischen Weltsystem“, das Kopernikus aufstellte, indem er die Erde aus dem Zentrum der Schöpfung entfernte, und das Leibniz vervollkommnete, indem er Gott auf die Schöpfung reduzierte und ansonsten auf Kausalität statt auf die Offenbarung vertraute, „findet überhaupt keine Religion mehr statt“. Religion muss Theorie und Praxis des göttlichen Geistes sein, der an Systemgrenzen nicht gebunden ist. Bei Gott gibt es weder Raum noch Zeit, da ist es unerheblich, ob sich die Erde um die Sonne dreht oder umgekehrt. Mit dieser Sicherheit kann Jung-Stilling „die uralte Bibelvorstellung“ von der Erde als wichtigstem Teil der Schöpfung „wahr und beruhigend“ nennen.

Die vernünftige Natur des Menschen ist auf die Geisterwelt nicht angewiesen. Zugang zu ihr gibt es dort, wo die Seele nicht wie gewöhnlich durch die Nerven vom Gehirn

gesteuert und gebunden wird, sondern „freywürkend“ (S. 137) sein kann. Das geschieht im Moment des Sterbens oder zu Lebzeiten in „magnetischen Erfahrungen“ (S. 138), wie Jung-Stilling sie in Anlehnung an Franz Anton Mesmers (1734-1815) Theorie vom animalischen Magnetismus beschreibt. Im letzten Ausschnitt des Lesebuchs wird deutlich, dass Jung-Stilling mit der Annahme eines „ätherische[n] Lichtwesen[s]“ (S. 135f.) als Teil der Seele in den gängigen Bahnen des Mesmerismus und seiner Vorstellung von einem alles durchströmenden Lebensstoff argumentiert, um daraus in Verbindung mit einschlägigen Fallgeschichten das Wirken von Engeln und der Seelen Verstorbener sowie den Seelentransport zu erklären. Er schafft sich damit das systematische Problem, für Erscheinungen vor und nach dem Tod die gleiche Theorie aufzubieten und doch zwischen einem wahren Geisterreich und Phänomenen, „die bloß in der menschlichen Natur gegründet sind“, unterscheiden zu wollen. Gedacht ist dabei vor allem an das mediale Sendungsbewusstsein, das bestimmte „Nervenkrankheiten“ hervorrufen. Selbst wenn „jene hysterischen Entzückungen bey Frauenspersonen“ Warnungen aussprächen, die man benutzen könne, oder wenn zukünftige Ereignisse richtig vorhergesagt würden, solle man sich hüten, dies mit göttlichen Offenbarungen zu verwechseln. „[D]enn gewöhnlich nehmen diese Verirrungen ein betrübtes Ende.“ (S. 143) Jung-Stilling, der in seiner Lebensgeschichte bei zwei seiner Ehefrauen eine ‚hysterische‘ Symptomatik benennt und beschreibt, weist diesen Erscheinungen, die er als Arzt nicht zu behandeln wusste, in seinem religiösen Spätwerk einen hochambivalenten Platz zu, der systematisch für den Status der Geisterlehre insgesamt einsteht. Wie der menschliche Geist als Medium funktioniert – auf diese Schlüsselfrage werden Medientheorie und Psychoanalyse später ganz andere Antworten finden.

Weiterführende Literatur

Auf den Spuren von Jung-Stilling. Studien zu Johann Heinrich Jung-Stilling (1740-1817). Hg. im Auftr. der Jung-Stilling-Gesellschaft zu Siegen von Erich Mertens. Siegen 1998.

Blicke auf Jung-Stilling. Festschrift zum 60. Geburtstag von Gerhard Merk. Hg. von Michael Frost. Kreuztal 1991.

Arhelger, Reinhard: Jung-Stilling: Genese seines Selbstbildes. Untersuchungen zur Interdependenz von Religiosität, Identität und Sozialstruktur zur Zeit der „Jugend“. Frankfurt/Main u.a. 1990.

Aurenche, Emmanuelle: Autobiographie und Textkohärenz am Beispiel von Jung-Stillings „Lebensgeschichte“. In: Untersuchungen zur Textkohärenz 27 (1994). S. 7-16.

Baumann, Thomas: Jung-Stilling und die Französische Revolution. In: Pietismus und Neuzeit 16 (1990). S. 132-154.

Benrath, Gustav Adolf: Die Freundschaft zwischen Goethe und Jung-Stilling. In: Kemper, Hans-Georg; Schneider, Hans (Hg.): Goethe und der Pietismus. Tübingen 2001. S. 157-170.

Drösch, Christian: Johann Heinrich Jung-Stillings Theorien und Achim von Arnims Novelle „Die Majorats-Herren“. In: Etudes germaniques 58 (2003). H.1. S. 5-27.

Düchting, Reinhard: Jung-Stillings Jubelrede in Heidelberg. Ein bibliographischer Versuch zum 7. November 1786. In: Universität Heidelberg. Ruperto Carola 43 (1991). H. 83/84. S. 117-119.

Ewers, Hans-Heino: Die Literatur der versehrten Kindheit. Von Jung-Stilling und Karl Philipp Moritz zu Franz Kafka und Rainer Maria Rilke. Ein Überblick. In: Cordes, Roswitha (Hg.): Welt der Kinder – Kinder der Welt.

Kindheitsbilder in der Kinder- und der Erwachsenenliteratur. Schwerte 1989. S. 86-112.

Faure, Alain: Quelques réflexions sur l'imaginaire du père chez Johann Heinrich Jung-Stilling, Karl Philipp Moritz et Jean Paul. In: Cahiers d'études germaniques 29 (1995). S. 5-17.

Grellmann, Hans: Die Technik der empfindsamen Erziehungsromane Jung-Stillings. Ein Beitrag zur Empfindsamkeit und Aufklärung. Hg. und mit Vorw., Dokumenten und Anm. vers. von Erich Mertens. Kreuztal 1993.

Hahn, Otto W.: Jung-Stilling zwischen Pietismus und Aufklärung. Sein Leben und sein literarisches Werk 1778-1787. Frankfurt/Main u.a. 1988.

Kontje, Todd Curtis: Private life in the public sphere. Johann Jung-Stillings „Lebensgeschichte“. In: Colloquia Germanica 21 (1988). S. 275-287.

Krüsselberg, Hans-Günter; Lück, Wolfgang (Hg.): Jung-Stillings Welt. Das Lebenswerk eines Universalgelehrten in interdisziplinären Perspektiven. Krefeld 1992.

Leonardy, Ernst: Somnambules Hellsehen und der Kontakt zur Geisterwelt in Texten von Jung-Stilling, Kerner, Schelling und Schopenhauer. In: Drösch, Christian; Renard, Marie-France; Vanasten, Stéphanie (Hg.): Traces du mesmerisme dans la littérature européenne du XIXe siècle. Brüssel 2001. S. 119-161.

Lück, Wolfgang: Johann Heinrich Jung-Stilling: 12. September 1740 – 2. April 1817. Wirtschaftswissenschaftler, Arzt und Schriftsteller. Lebensbilder und Werk des Siegerländer Gelehrten und Marburger Universitätsprofessors. Marburg 1990.

Meyer, Dietrich: Jung-Stilling und die Herrnhuter Brüdergemeine. In: Zwischen Straßburg und Petersburg. Vorträge aus Anlass des 250. Geburtstages von Johann Heinrich Jung-Stilling. Hg. von Peter Wörster. Siegen 1992. S. 97-120.

Schwinge, Gerhard: Jung-Stilling als Erbauungsschriftsteller der Erweckung. Eine literatur- und frömmigkeitsgeschichtliche Untersuchung seiner periodischen Schriften 1795-1816 und ihres Umfelds. Göttingen 1994.

Shimbo, Sukeyoshi: Geisterkunde und Apokatastasis-Rezeption bei Lavater und Jung-Stilling. In: Pestalozzi, Karl; Weigelt, Horst (Hg.): Das Antlitz Gottes im Antlitz des Menschen. Zugänge zu Johann Kaspar Lavater. Göttingen 1994. S. 102-113.

Stenner-Pagenstecher, Anne Marie: Das Wunderbare bei Jung-Stilling. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Romantik. Hildesheim u.a 1985.

Vinke, Rainer: Jung-Stilling und die Aufklärung. Die polemischen Schriften Johann Heinrich Jung-Stillings gegen Friedrich Nicolai (1775/76). Stuttgart 1987.

Vinke, Rainer: Johann Heinrich Jung-Stilling (1740-1817) und Gerhard Tersteegen (1697-1769). In: Braun, Reiner; Schäufele, Wolf-Friedrich (Hg.): Frömmigkeit unter den Bedingungen der Neuzeit. Festschrift für Gustav Adolf Benrath zum 70. Geburtstag. Kassel u.a. 2001. S. 169-186.

Willert, Albrecht: Religiöse Existenz und literarische Produktion. Jung-Stillings Autobiographie und seine frühen Romane. Frankfurt/Main u.a 1982.

Textnachweise

Heinrich Stillings Jugend: Johann Heinrich Jung-Stilling: *Lebensgeschichte*. Vollständige Ausgabe mit Anmerkungen. Hg. v. Gustav Adolf Benrath. Darmstadt 1976. S. 38-56. – *Heinrich Stillings Jünglings-Jahre*: Johann Heinrich Jung-Stilling: *Lebensgeschichte*. Vollständige Ausgabe mit Anmerkungen. Hg. v. Gustav Adolf Benrath. Darmstadt 1976. S. 98-102, 121-125, 135-137, 141-144 – *Heinrich Stillings häusliches Leben*: Johann Heinrich Jung-Stilling: *Lebensgeschichte*. Vollständige Ausgabe mit Anmerkungen. Hg. v. Gustav Adolf Benrath. Darmstadt 1976. S. 292-304, 308-312, 353-359 – *Jubelrede über den Geist der Staatswirtschaft*: Johann Heinrich Jung Stilling: *Wirtschaftslehre und Landeswohlstand. Sechs akademische Festreden*. Hg. v. Gerhard Merk. Berlin 1988. S. 65-85 – *Heinrich Stillings Lehr-Jahre*: Johann Heinrich Jung-Stilling: *Lebensgeschichte*. Vollständige Ausgabe mit Anmerkungen. Hg. v. Gustav Adolf Benrath. Darmstadt 1976. S. 448-452, 478-494 – Brief an Immanuel Kant: Johann Heinrich Jung-Stilling: *Briefe*. Hg. Gerhard Schwinge. Basel 2002. S. 139-140 – Antwortbrief von Immanuel Kant: *Gesammelte Schriften*. Bd. 10: *Kant's handschriftlicher Nachlaß*. Hg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1955. S. 494-495 – *Scenen aus dem Geisterreiche*: Johann Heinrich Jung genannt Stilling: *Sämtliche Schriften*. Bd. 2. Hildesheim 1979. S. 24-29, S. 79-89 – *Theorie der Geisterkunde*: Johann Heinrich Jung genannt Stilling: *Theorie der Geisterkunde*. Hildesheim 1979. S. 57-72.